

S 118

[30]



Reisen und
Abenteuer

M



☒
Reisen

und

Abenteuer

30



J. P. Holub.

Emil Holub

Elf Jahre
unter den Schwarzen
Südafrikas



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168135

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1936

Literatur podroben.
Afryka

Net



S. 118 [30]

Adolf Hitler-Schule
Wartha
Bücherei

Copyright 1925 by J. A. Brodhaus, Leipzig

ZBIORNICA
Kolekcji
niezabezpieczonych

41/373
N - 4844081

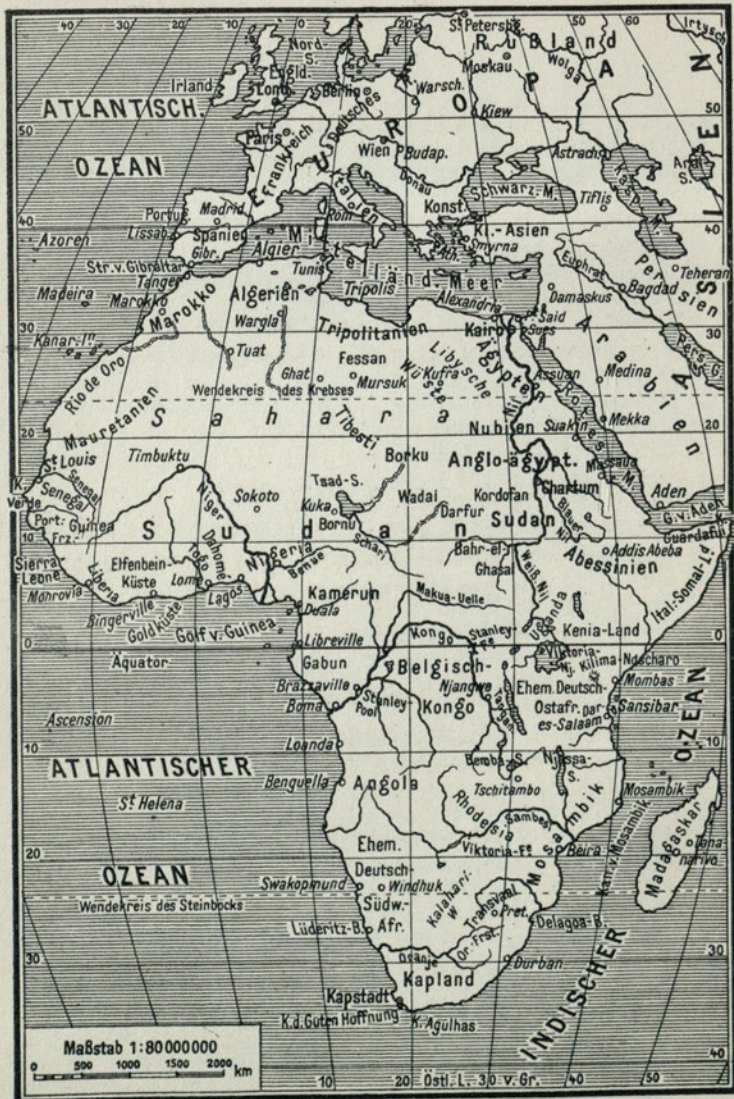
NH - 68951/TMK

Inhalt.

Seite

Einleitung	5
1. Dr. Emil Golub und seine Reisen	9
2. Nach Kapstadt und Port Elisabeth	18
3. Die Tierwelt auf der Reise nach den Diamantensfeldern	21
4. Enttäuschungen und das erste Abenteuer in den Diamantensfeldern	24
5. Die Diamantensfelder vor fünfzig Jahren	30
6. Die erste Reise ins Innere. Ein Freimaurerstamm	34
7. Ein sonderbarer königlicher Leckerbissen	38
8. Zweite Reise ins Innere. Beim König Sethomo	40
9. Eine schmerzhafteste Züchtigung der Betschuanajünglinge	46
10. Dritte Reise in das Innere von Südafrika	49
11. Ein unerwünschter Besuch der berühmtesten Zulukrieger	50
12. Nächtllicher Überfall durch einen Löwen	54
13. Die südafrikanischen Löwenarten	58
14. Flußpferdjagd auf dem Sambesi	63
15. Audienz bei Sepopo, dem Herrscher vom Sambesi	67
16. Das Marutse-Nambunda-Reich und seine Bewohner	71
17. Eine unglückliche Bootfahrt	77
18. Neue Pläne und Vorbereitungen	80
19. Ein aussterbender Volksstamm und seine künstlerische Begabung	84
20. Die südafrikanische Riesenschlange	89
21. Die Praxis des Masarwa-Arztes und die schnupfenden Betschuanafrauen	91
22. Rache der wilden Bienen	94
23. Zum zweiten Male in Schoschong	96
24. Aus dem Leben der Pabiane	99
25. Die Durststrecken des zentralen Oribamangwatolandes	104
26. Die gefürchtete Giftpflanze „Nachau“ und ihre Wirkung	107
27. Steigende Schwierigkeiten während der Reise nach Norden	112
28. Einiges über die Matolastämme	117
29. Die erste Begegnung mit den Maschukulumbe	125
30. Das Leben der heimtückischen Wilden	131
31. Traurige Tage auf dem Marsch ins Unbekannte	135
32. Die furchtbaren Trophäen	139
33. Njambo, der Teufel	141
34. Der Untergang der Expedition	147
35. Flucht nach Süden und Rückkehr in die Heimat	153

Übersichtskarte zu Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas



Einleitung.

Zu den verdienstvollen, wackeren Pionieren der Afrikaforschung des vergangenen Jahrhunderts, zu den Männern vom Gepräge Humboldts und Livingstones, zu denen unter andern auch Schweinfurth, Emin-Pascha (Eduard Schnizer) und Junker zu rechnen sind, gehört auch Dr. Emil Holub, dessen Name mit der Erforschung des dunklen Erdteils eng und ruhmvoll verknüpft ist.

Die ideale Veranlagung und große Liebe zum naturhistorischen Studium, vereint mit einer unstillbaren Sehnsucht nach unerforschten Gebieten in fernen Ländern, haben Holub bereits in jugendlichem Alter zu den ernstesten Absichten und Plänen geführt, deren Verwirklichung er in den damals wenig oder völlig unbekanntem Teilen Südafrikas sah.

Das Tagebuch des großen Livingstone entschied bald sein Schicksal.

„Der gute Vater hatte dem Knaben das Körnlein ‚Naturliebe‘ ins Herz gepflanzt, Livingstones Tagebuch hatte es zum Keimen gebracht, Wohltäter, auch Lehrer genannt, bewirkten ein ersprießlich Gedeihen. So war es gekommen, daß ich sofort nach Absolvierung meiner Universitätsstudien das Moldau-Ufer mit der südafrikanischen Steppe, das hunderttürmige Prag mit dem Zeltlager New-Rush vertauschte . . .“

In diesen begeisterten Worten, mit denen Holub sein zweites Reiserwerk beginnt, liegt das volle Bekenntnis der für die großen Aufgaben entflammten Seele des Forschers.

Anfänglich ganz auf seinen ärztlichen Beruf angewiesen, mit wenig Geld und mangelhaften Sprachkenntnissen, dafür aber mit eiserner Willenskraft, Enthusiasmus und seltener Ausdauer bewaffnet, widmete sich Holub ganz seinen abenteuerlichen, erfolgreichen Forschungen, die er hauptsächlich in zwei zweibändigen, populär geschriebenen Werken ausführlich und fesselnd geschildert hat.

Es war kein Wunder, daß diese zusammen elf Jahre dauernden Reisen, voll übermenschlicher Anstrengungen, grenzenloser Entbehrungen und Strapazen, Enttäuschungen und tückischer Krankheiten, Holub stark angriffen und seinem Leben ein frühzeitiges Ende setzten, bevor er noch seine neue Aufgabe verwirklichen konnte, die ersehnte Durchquerung Afrikas von Süd nach Nord, die ihm bei der zweiten Expedition mißlungen war.

Sein ganzes Leben und Streben war nur der Wissenschaft geweiht. Am besten können es diejenigen bestätigen, die Holub zu seinen intimen Freunden zählte und zu denen auch der Verfasser dieses Buches jahrelang gehörte.

Die bahnbrechende Forschungstätigkeit Holubs in Südafrika galt meist den Naturwissenschaften, der Ethnographie und der Geographie.

Die Jagd lieferte ihm besonders große Schätze an Säugetieren und Vögeln, die damals die weit ausgedehnten südafrikanischen Grassteppen und die Ufer der Tränken und Pfannen in unzähligen Herden und Schwärmen belebten. Heutigestags ist natürlich das Wild in jenen Gebieten völlig ausgerottet.

Alle von Holub heimgebrachten reichen Sammlungen verschenkte er an verschiedene heimatliche Museen und Schulen. Einige Gegenstände gab er auch an ausländische Anstalten.

Die vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit Holubs auf dem

Gebiete der Afrikaforschung behandle ich im folgenden Abschnitt näher und gehe dann in gedrängter Fassung auf seine wichtigsten Reiseerlebnisse und spannendsten Abenteuer ein.

Jetzt sind 23 Jahre seit seinem Tod und 43 Jahre seit seiner ersten Reise nach Südafrika verfloßen. Der jüngeren Generation ist Holub fast unbekannt. Aber verschiedene Tiergruppen und ethnographische Gegenstände, z. B. im Naturhistorischen Museum in Wien und im Nationalmuseum in Prag, erinnern den Besucher an den freigebigen Spender.

Obwohl sein Name der Geschichte angehört, wird sein Andenken doch in ihren Annalen niemals gelöscht, und ehrenvoll steht sein Name neben den Namen seiner großen Zeitgenossen auf dem Gebiet der Afrikaforschung: Barth, Emin-Pascha, Junker, Nachtigal, Kohlfs, Speke, Stanley, Schweinfurth, Wissmann u. a.

Möge dieses Büchlein den Lesern die Erinnerung an diesen edlen Forscher von neuem ins Gedächtnis rufen. Die nicht den rechten Weg zur Natur finden können, sollen aus dem Buch den Mut dazu, das klare Verständnis und die Liebe schöpfen.

Zu dem vorliegenden Buch benutzte ich vor allem die beiden zweibändigen Reisewerke Holubs: „Sieben Jahre in Südafrika“ (Wien 1881, Alfred Hölder) und „Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe“ (Wien 1890, Alfred Hölder). Diesen sind auch die Textillustrationen und einige der Einschaltbilder entnommen. Die übrigen Abbildungen stammen zum Teil aus dem Album „Illustrated Africa“, dessen Mitarbeiter Holub war, zum Teil aus dem Besitz des Verfassers dieses Buches. Eine weitere literarische Quelle ist die Publikation Holubs „Eine Culturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches“ (Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft Wien, 1879).

Das Umschlagbild, das das Maschukulumbedorf Galu-
longa darstellt, die nördlichste von Holub erreichte Stelle,
mit dem von ihm entdeckten Franz-Josefs-Gebirge im
Hintergrund, im Vordergrund einen bewaffneten Maschu-
kulumbe, wurde nach Entwurf des Verfassers dieses Buches
von Professor F. Kienmayer gezeichnet.

Wien, im Mai 1925.

F. B. G e l i g k o.

1. Dr. Emil Holub und seine Reisen.

Emil Holub ist am 7. Oktober 1847 in Holitz bei Pardubitz in Böhmen als Sohn des Stadtarztes geboren. Von dort siedelten seine Eltern bald nach Pátek bei Laun über. Mit ganzer Seele widmete sich der kleine Emil dem Sammeln von Naturalien. Er brachte Käfer, Blumen, Pilze und Minerale heim, züchtete Kräuter und fischte.

Im Jahr 1858 besuchte er das Gymnasium der Prager Kleinseite, von wo er 1859 auf das Gymnasium in Saaz kam. Nach Ablegung des Absolutariums im Jahr 1866 studierte er in Prag Medizin. Die ganze Studienzeit widmete sich Holub ununterbrochen seinen naturwissenschaftlichen Studien und Sammlungen, zum Teil in der weiteren Umgebung des Wirkungskreises seines Vaters, im Egergebiet, das sich durch mannigfaltige Kreide- und Tertiärfossilien sowie Eruptivgesteine auszeichnete, zum Teil auch in der berühmten Silur- und Kreideformation von Prag. Schon damals zählten die Sammlungen Holubs 3000 Käfer und andere Insekten, 2500 Versteinerungen und 100 Minerale, außer einer Menge anatomischer Präparate. Neben der Naturwissenschaft interessierten Holub auch die prähistorischen Ansiedlungen und Gräber im Egergebiet. Die Bibliothek des Náprstekschen Museums in Prag bot ihm eine reiche Quelle besonders für die Literatur über Afrika. Im Náprstekschen Hause fand Holub überhaupt sein zweites Heim.

Die Erfolge der großzügigen Reisen des Missionärs

Livingstone wirkten auf Holub außerordentlich ein und dienten ihm als Vorbild für seine zukünftige Forschungsreise, für die er sich von Jugend auf ernst und gewissenhaft vorbereitete. Er hatte auch gerade die Medizin als das passendste Wirkungsfach zur Verwirklichung seiner Pläne gewählt. Daß er auf seinen Reisen als Arzt ausgezeichnete Erfolge erzielte, hat er 1882 nach der ersten Rückkehr aus Südafrika in einem Vortrag in der zweiten Versammlung der böhmischen Ärzte und Naturforscher in Prag bewiesen.

Die erste Reise nach Südafrika, die bis Kapstadt 36 Tage dauerte, trat Holub als fünfundzwanzigjähriger Arzt am 18. Mai 1872 an. An der Schwelle des Landes, das er durchforschen wollte, besaß er nicht mehr als dreieinhalb Pfund Sterling. Seine ärztliche Praxis, die er auf Fürsprache des österreichischen Konsuls Adler in allen südafrikanischen, unter dem Schutz der Engländer befindlichen Ländern ausüben durfte, eröffnete er in Port Elisabeth. Nach kurzem Aufenthalt in Port Elisabeth siedelte Holub in die Diamantfelder über. Von dort aus unternahm er im Februar 1873 mit einem zweirädrigen Karren, drei Weißen, fünf Pferden und fünf Hunden die erste größere Reise ins Innere Südafrikas. Mit einer reichen naturwissenschaftlichen und ethnographischen Ausbeute kehrte er in die Diamantfelder zurück. Er schickte die Sammlungen in zwanzig Kisten nach Prag, wo sein Gönner Bojta Náprstek mit einigen Freunden des Forschers im Altstädter Rathaus eine kleine Ausstellung veranstaltete, deren Erlös zur teilweisen Deckung der Auslagen der zweiten, am 3. November 1873 angetretenen Reise Holubs beitrug. Diesmal gelangte er bis Schoschong, von wo er im April 1874 mit neuen wissenschaftlichen Resultaten in die Diamantfelder zurückkehrte. Die Einnahmen der ärztlichen Praxis erlaubten Holub bald, die

Kosten einer dritten größeren Expedition zu decken, die er am 2. März 1875 begann; er kam auf ihr bis zum Sambesifluß. Hier traf ihn aber ein schmerzlicher Verlust. Einer seiner Rähne kippte in den Stromschnellen des Flusses um, und der größere Teil der Sammlungen und Medikamente ging verloren. Nach dem Unglück trachtete Holub die Reise flußaufwärts fortzusetzen; aber als er nach einigen Tagen die Nambwekatarakte erreichte, zwang ihn zunehmende Krankheit zur Rückkehr in die Diamantfelder, wo er Ende November 1876 ankam.

Im Oktober 1879 kehrte Holub nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Südafrika mit Sammlungen von 30 909 Nummern in die Heimat zurück. Ein Jahr darauf veranstaltete er in Prag eine Ausstellung, die einen Wert von 72 000 österreichischen Gulden darstellte und ihm 10 000 Gulden einbrachte. Die Sammlungen verschenkte der Forscher an Schulen und Anstalten. Über die Ergebnisse dieser Reise verfaßte Holub ein zweibändiges Werk „Sieben Jahre in Süd-Afrika“, das gleichzeitig in deutscher, tschechischer, französischer und englischer Sprache erschien und zu dem Holub die meisten Abbildungen selbst zeichnete, da damals photographische Aufnahmen eine Seltenheit waren.

Am 22. November 1883 trat Holub in Begleitung seiner achtzehnjährigen opferwilligen Frau und sechs europäischer Diener eine neue Expedition an, in der Hoffnung, diesmal von Südafrika bis nach Ägypten zu dringen und dabei eine Reihe wichtiger geographischer und ethnographischer Probleme zu lösen.

Am 22. Dezember langte Holub in Kapstadt an, wo er die Verhältnisse diesmal sehr verändert fand. Nach den nötigen Vorbereitungen zur Reise ins Binnenland verließ Holub bald Kapstadt und machte sich wieder in der Richtung

gegen den Sambesifluß auf den Weg; er unternahm dabei öfter Abstecher von der Hauptrichtung zum Studium der Natur und der Eingeborenen. Anfang Juni 1885 überschritt er den Sambesifluß; ein Jahr darauf erreichte er nach vielen Schwierigkeiten das unbekanntes Land der Maschukulumbe. Das Lager der Expedition wurde durch Eingeborene überfallen und der Diener Söllner mit einem Speer durchbohrt. Holub, seine Frau und die übrigen Begleiter konnten vor den fanatischen Wilden kaum das nackte Leben retten. Durch dieses Unglück wurde der ursprüngliche Plan Holubs vereitelt. Obendrein erkrankte der Forscher an Malaria; in fürchterlichem Zustand war er zur Rückkehr nach Kapstadt gezwungen und mußte die Reise nach der Heimat antreten, wo er im September 1887 ankam.

Gleich nach der Rückkehr nach Europa begann Holub die Vorbereitungen zu seiner großen südafrikanischen Ausstellung und verfaßte sein umfangreiches Reisewerk „Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe“, das gleichzeitig in mehreren Sprachen erschien. Auch zu diesem zweibändigen Werke zeichnete Holub fast alle Abbildungen selbst; einige von ihnen sind, ebenso wie solche aus dem ersten Reisewerk Holubs, in diesem Buch wiedergegeben.

Die großartige Ausstellung, die 1891 in der Praterrotunde in Wien und 1892 in Prag veranstaltet wurde, endete an beiden Orten mit einem Defizit. Nach der Ausstellung zersplitterte leider Holub die Sammlungen, indem er sie an 467 Anstalten und Schulen verschenkte; dabei bestritt er obendrein selbst alle mit der Ausstellung und Sendung der Gegenstände verbundenen Auslagen in der Höhe von 80 000 österreichischen Gulden vom Ertrage seiner Vorträge.

Die Hauptbedeutung der beiden Expeditionen Holubs liegt vor allem in der Sammeltätigkeit des Forschers.

Von den 30 909 von ihm auf der ersten siebenjährigen Reise in Südafrika gesammelten Gegenständen sei hier eine große Anzahl von Säugetierfellen erwähnt; sie waren zu Hause ausgestopft worden nach genauen Messungen, die an Ort und Stelle an den noch nicht abgehäuteten Tieren vorgenommen waren; außerdem war eine Menge in Spiritus konservierter niedriger Tiere ausgestellt. Zahlreich waren auch die anatomischen Präparate, ferner eine reiche Kollektion Geweihe und mehr als 300 Vogelbälge, Nester, eine Menge Vogeleier und Straußfedern. Ferner brachte er mehr als 18 000 Insekten und ihre Bauten, 540 Schnecken, 1138 Versteinerungen, 720 Minerale, ein umfangreiches Herbarium der südafrikanischen Flora mit 3328 Exemplaren und 1130 getrocknete Seealgen, eine Sammlung Samen, Früchte und Hölzer, 400 Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, Molche und 100 Fischarten. Sehr wichtig war auch eine Reihe von anthropologisch-ethnographischen Gegenständen, etwa 1500 Stück, Schädel und Skeletteile der Buschmänner, Hottentotten, Kaffern und Bantus, ferner der Schmuck dieser Völker, ihre Waffen, Musikinstrumente, Spielzeug und Geräte, Stoffe und Kleidungsstücke usw. Auch seltene Felsgravierungen und Zeichnungen der Buschmänner waren vertreten. Aber diese in ihrer Art einzig dastehenden Kunstdarstellungen eines fast ausgestorbenen Urvolkes Afrikas wollte Holub eine mit zahlreichen Bildern ausgestattete Monographie herausgeben, was durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Dieser Arbeit nahm sich später der Verfasser dieses Buches an; er veröffentlichte eine von 28 Tafeln begleitete Monographie unter dem Titel „Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner“ (Leipzig, Brockhaus, 1925).

Die Ausstellung nach der zweiten Expedition Holubs konnte mit vollem Recht ein musterhaftes südafrikanisches

Museum genannt werden. Sie erweckte durch ihre streng wissenschaftliche, überaus ästhetische Ausstattung die verdiente Anerkennung und das Interesse von ganz Europa und Amerika. Holub trachtete durch seine Ausstellung ein möglichst wahres Bild der Kultur und der Fauna und Flora Südafrikas zu veranschaulichen, was ihm in jeder Hinsicht gelang. Ein weiteres viel bewundertes Objekt der Ausstellung waren die 34 nach Holubs Entwürfen künstlerisch ausgeführten plastischen Darstellungen der Eingeborenen in ihren Dörfern; verschiedene dieser Gruppen sind unter den Abbildungen dieses Bandes vertreten.

Das von Holub mitgebrachte Material haben verschiedene Fachmänner gemeinsam mit Holub oder selbständig bearbeitet. So behandelte Holub 1881 mit Melchior Neumayr die Fossilien der Uitenhageformation und schrieb 1882 mit A. von Pelzeln „Beiträge zur Ornithologie Südafrikas“. Über die von Holub mitgebrachten Fische berichtete F. Steindachner. Die literarische Tätigkeit Holubs in den Jahren 1873 bis 1900 ist vom Verfasser dieses Buches 1902 im „Sbornik“ der Böhmisches Geographischen Gesellschaft ausführlich geschildert.

Hätte sich die Forschungstätigkeit Holubs nur aufs bloße Sammeln beschränkt, so würde diese Leistung allein schon genügen, ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Afrikaforschung zu sichern.

Es war ein Fehler, daß diese von Holub heimgebrachten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Schätze entweder gruppenweise oder einzeln an verschiedene Institute und manchmal an unbedeutende Schulen verschenkt und auf diese Weise zertrümmert und zersplittert wurden, ohne daß sie den Nutzen gebracht hätten, den sich der großmütige Geber vorstellte. Heute wird sich die jüngere Generation schwer eine Vorstellung von der unglaublichen Arbeit Holubs machen.

Die wissenschaftliche Bedeutung der zweiten Expedition Holubs ist viel größer als die der ersten.

Beurteilen wir seine Reisen unter dem Gesichtspunkt der Forschungen vor vierzig, fünfzig Jahren, so sehen wir, daß Holub auch in geographischer Beziehung ein großes Stück Arbeit leistete.

Obwohl seine erste Expedition im Norden bis zum Sambesifluß, bis zu den Nambwefällen, reichte, also in ein bereits mehr oder weniger bekanntes Gebiet, lieferte Holub trotzdem durch seine Forschungen viel Neues zur Aufklärung der Nachrichten und Arbeiten seiner Vorgänger in diesen Gegenden. Schon nach dem Übergang über den Baalsfluß überzeugte er sich, daß die ihm damals zur Verfügung stehenden englischen und deutschen Karten nicht überall zutreffend waren; so waren z. B. die Lage von Lekatlong und der Zufluß des Baals, des Hartsriver, ganz falsch angegeben.

Die zweite Reise Holubs, nördlich vom Sambesi, führte auf einer Linie von 850 Kilometer durch Gebiete, die in den südlichen Teilen bereits durch Forschungen Livingstones und durch Reisen verschiedener europäischer Jäger und Kaufleute einigermaßen bekannt waren. Aber auf dem weiteren Marsch gegen Norden geriet Holub in Gegenden der bisher unbekannteren Matoka- und Maschukulumbestämme, von wo er neue Nachrichten für die geographische, ethnologische, nationalökonomische, politische, naturwissenschaftliche und meteorologische Forschung heimbrachte.

Das die nördliche Grenze des Gebietes der Maschukulumbe bildende, von Holub entdeckte Gebirge ist auf allen größeren Karten Afrikas als Franz-Josefs-Gebirge verzeichnet.

Auch die Geologie und Paläontologie wurden durch die Forschungen Holubs bereichert, z. B. durch den Fund der Kreidefauna der Uitenhageformation, in der zwei neue Fossil-

arten festgestellt wurden, ferner durch die Funde und Nachrichten über Dicynodonten, der großen ausgestorbenen Saurier der Triasperiode, durch Nachrichten über Goldlagerstätten und Diamantfelder usw. Holub selbst legte den geologischen Forschungen einen besonderen Wert bei, im Hinblick auf das koloniale Interesse an den eben gegründeten oder vernachlässigten und neu zum Leben erweckten Ansiedlungen.

Auch in ethnographischer Beziehung erwarb sich Holub in den Fachkreisen einen klangvollen Namen. Er unterschied in Südafrika drei Eingeborenenstämme: Buschmänner, Hottentotten und Bantu. Zu den ersteren gehören die eigentlichen Buschmänner, zu den zweiten die eigentlichen Hottentotten, Griqua und Koranna, zu den dritten die Kolonialkaffern, Zulu, Betschuana, Makalaka u. a., zusammen über vierzig Stämme, darunter auch Mischlinge.

Alles, was Holub über diese Stämme berichtete, beruht auf breiter wissenschaftlicher Basis, und die Ergebnisse seiner Forschungen wurden auch in allen ernsthaften anthropologisch-ethnographischen Publikationen zitiert. Eine ausführliche Abhandlung Holubs „Eine Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches“ (Wien 1879) ist ein wertvoller, einzig dastehender Beitrag zur Ethnographie dieses Reichs.

Holub, der auch ein ausgezeichnete Kenner der national-ökonomischen und politischen Verhältnisse Südafrikas war, wurde oft seitens verschiedener Diplomaten und Journalisten zu Rate gezogen, um ihnen Informationen zu erteilen. Während seines Aufenthalts in Südafrika dachte er auch an die Kolonisation des Betschuanalandes, und nach seiner Rückkehr nach Europa befaßte er sich mit diesem Gedanken, ohne aber dafür das erwünschte Verständnis zu finden. Sein Plan war ursprünglich, mit einzelnen Häuptlingen Verträge zum Kauf oder Pachten eines Gebietes zu schließen



Korannagehöft.



Schmückung der Braut.



Gerbende Matabele.

und dann die sonst nach Amerika strebende Auswanderung fleißiger Bauern mit einer angemessenen Zahl von Handwerkern in das genannte Land zu richten. Durch seine verschiedenen Rundgebungen über die Erforschung und Zivilisation Afrikas gewann Holub bald Weltruf. Besonders der König der Belgier, der generöse Förderer der Afrikaforschung, interessierte sich sehr für die Reisen Holubs. Daher weilte der Forscher wiederholt in Brüssel, wo ihn der König Leopold einlud, mit ihm über manche wichtige Fragen bezüglich Afrika zu sprechen. Holub studierte nicht nur die nationalökonomischen und andern Verhältnisse Südafrikas, er interessierte sich auch für die übrigen Teile des dunklen Erdteils, z. B. für Tunis, Marokko und Abessinien, wie seine im „Sbornik“ der Böhmischen Geographischen Gesellschaft in Prag sowie früher selbständig veröffentlichten Abhandlungen zeigen.

Im Jahr 1894 wurde Holub von der Geographischen Gesellschaft in Washington eingeladen, in den größten Städten der Vereinigten Staaten Amerikas Vorträge zu halten; er weilte dort von Ende 1894 bis Anfang 1895. In dieser Zeit wurde er mit Bischof Taylor und Henry M. Stanley Mitarbeiter der in New York erschienenen Zeitschrift „Illustrated Africa“.

Einige Jahre vor seinem Tod widmete sich Holub einer Nebenbeschäftigung, der Philatelistik; er brachte es so weit, daß sich Sammler oft an ihn um Rat und Gutachten wandten.

Als er sich noch wohler fühlte, sprach er häufig mit dem Verfasser dieses Buches von der geplanten dritten Expedition. Aber als er später öfter durch Krankheit ans Bett gefesselt war, schien es, daß er seinen Plan völlig aufgegeben hatte; als Arzt war er sich seines hoffnungslosen Zustandes gut bewußt.

Die tückische, langjährige Malaria und deren Folgen verwandelten die letzten Jahre seines Lebens zu einem wahren Martyrium; am 21. Februar 1902 erlöste ihn der Tod.

2. Nach Kapstadt und Port Elisabeth.

Von 36 an Bord des „Briton“ auf der Fahrt von Southampton über Madeira nach Kapstadt verlebten Tagen — 26. Mai bis 1. Juli 1872 — hatten wir mehr denn dreißig Tage stürmisches Wetter; volle vier Wochen litt ich an einer heftigen Dysenterie, die meine Kräfte derart herabgebracht hatte, daß ich kaum mehr zu hoffen wagte, das Gestade Südafrikas lebend zu erreichen. Bei einem solchen Körperzustand und der damit verbundenen seelischen Verfassung werden es die Leser wohl leicht begreiflich finden, daß ich vor Begierde brannte, festen Boden unter mir zu fühlen, war doch dieser Boden mein heißersehntes Ziel, die Stätte, an der ich meine Kräfte in jahrelanger Tätigkeit der Wissenschaft zu widmen gedachte. Obwohl todmüde, fühlte ich neue Kraft in meine Glieder dringen, als der Ruf „Land“ in der zweiten Kajüte bekannt wurde. Unverwandt prüfte ich den Horizont und wich nicht früher vom Platz, bis nicht der Tafelberg und seine beiden Genossen, der Löwenkopf zur Rechten, der Teufelsberg zur Linken, und die sich nach Süden dieser Gruppe anschließenden Zwölf Apostel in ihrer ganzen Massenhaftigkeit mir vor Augen lagen.

Am Fuße dieser drei zusammenhängenden Berge, dem Scheine nach an der geborgensten Stelle, einem der sichersten Plätzchen der Welt, gleichsam im Schutze dieser drei mächtigen Riesen, lag mein erstes Reiseziel; dort breitet sich die Metropole Südafrikas aus, Kapstadt, die bevölkerteste Stadt südlich des Sambesi, und die zweitbedeutendste Handelsstadt der englischen Kolonien in Afrika.

Vorsichtig wurde unser Schiff in den damals noch ziemlich beengten Hafen mit Lauen hineinbugsiert. Am Ufer harrete eine dichte Menschenmenge, denn bloß zweimal in einem Monat besuchte damals ein Postdampfer die Küste Afrikas — kein Wunder, daß ein Sendbote aus dem Mutterlande, den die Signalstation am Fuße des Löwenkopfes signalisiert hatte, stets ein freudig erwartetes Ereignis war. Wer Verwandte erwartete, Postbeamte mit einem Troß von Bedienten nebst einer großen Anzahl von Farbigen: Malaien, Hottentotten, Kaffern usw. und zahlreichen aus allen diesen Rassen zusammengewürfelten Bastardtypen, die als Handlanger den Ankommenden ihre Dienste anbieten; sie alle hatten sich am Hafendamm eingefunden und bildeten in ungezwungener Weise dichtes Spalier.

Im Innern der Stadt werden wir weniger von der Bauart der Häuser gefesselt, von denen noch viele den alten holländischen Stil zeigen, als vielmehr von dem Treiben in den Straßen, in denen die Eingeborenen, die hier als Mischrasse überwiegen, das Interesse des Fremden am meisten erregen. Sie sind als Lastträger, als Kutscher und Diener an jeder Ecke, in jedem Geschäfte und Hause vertreten. Die Mischlinge zeigen die mannigfachsten Abstufungen der Hautfarbe, von einem leichten Stich ins Dunkle bis zu Dunkelbraun; die schwarzen Gesichter gehören Kaffern und Eingeborenen, die von der Ost- und Westküste und von St. Helena eingewandert sind.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Kapstadt verließ der „Briton“ die Tafelbai und wandte den Kurs um das Kap der Guten Hoffnung nach Osten, nach der Algoabai, um in der zweitgrößten Stadt der Kolonie zu landen, in Port Elisabeth, dem wichtigsten Handelsplatz Südafrikas.

Auf einem etwa 60 Meter hohen Felsabhang erbaut, dehnt

sich Port Elisabeth über eine Fläche von 3 Kilometer Länge und bis $1\frac{1}{2}$ Kilometer Breite aus; entbehrt die Lage der 1872 nur 20 000 Einwohner zählenden Stadt auch landschaftlicher Schönheit, so ist ihre Bedeutung als Handelsstadt ein Ersatz dafür, indem sie für ganz Südafrika südlich des Sambesi die Rolle einer Handelsmetropole übernommen hat.

Nach der Landung suchte ich ein Hotel auf, doch nicht mit der Unbefangenenheit des wohl ausgerüsteten Reisenden, denn meine Barschaft war, nachdem ich die zu entrichtende Waffensteuer (1 Pfund Sterling für meinen Gewehrlauf, zehn Schilling für meinen Revolver) geleistet, auf zehn Schilling zusammengeschmolzen, und selbst diese dankte ich nur dem Umstand, daß die meinen Hinterlader enthaltende Kiste nicht mit auf dem „Briton“ verschifft worden war. Ein deutscher Kaufmann, Hermann Michaelis, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, wies mich an den österreichischen Konsul Herrn Adler, und diesem Manne habe ich es zu danken, daß mir Port Elisabeth zu einem angenehmen Aufenthaltsorte wurde. Herr Adler führte mich bei den Honoratioren der Stadt ein, und bald hatte ich die Freude und Genugtuung, einige Patienten meiner Obforge anvertraut zu sehen. Schon nach vierzehntägigem Aufenthalt in Port Elisabeth wurde mir von einem der Großhändler der Stadt der Antrag gestellt, mich gegen ein Jahreshonorar von 600 Pfund Sterling in der Stadt als Arzt niederzulassen. So ehrenvoll der Antrag für mich auch war und so sehr seine Annahme mich von allen Lebensorgen befreit hätte, so konnte ich ihn doch aus noch anzuführenden Gründen nicht annehmen.

Mit Sammlungen und Ausflügen waren vier Wochen meines Aufenthalts in Port Elisabeth rasch verflossen; nun hieß es an den Aufbruch in das Innere denken. Herr Michaelis setzte mich nicht nur durch ein freundlich gewährtes Darlehen

in den Stand, nach Fauresmith, mehr als 450 Kilometer nördlich von Port Elisabeth, zu reisen, sondern erbot sich auch, mich zu begleiten.

3. Die Tierwelt auf der Reise nach den Diamantefeldern.

So verließ ich denn in den ersten Tagen des August 1872 Port Elisabeth, um über Grahamstown, Cradock, Colesberg und Philippolis Fauresmith zu erreichen. In einem von vier kleinen Pferden gezogenen zweirädrigen Karren legten wir die etwa 140 Kilometer betragende Strecke nach Grahamstown, der drittgrößten Stadt der Kapkolonie, in 11 Stunden zurück.

Diese Strecke ist in bezug auf die Schönheit der Landschaft und der Vegetation sicherlich die anziehendste. Nicht minder artenreich als die Flora ist die Fauna. Wir finden hier ein mannigfaltigeres Tierleben als selbst im ganzen Raume der nächsten zehn Breitengrade nach Norden, also gegen das Innere Südafrikas. Auf den kahleren, grasarmen Ebenen tummeln sich Scharrtierchen und Erdschnecken. Wo diese haufen, finden sich auch zahlreiche Spitzmäuse. Die hochgrasigen Gegenden zeigen zahlreiche Bauten von Maulwürfen, des Schabrackenschakals, des Mäusehundes (das afrikanische Stinktier), von Springhasen und Stachelschweinen, Blindmäusen, von dem interessanten Erdferkel und dem Kurzschwänzigen Schuppentier. An Moorstellen beobachteten wir Fischottern, eine Wieselart und mehrere Rattenarten. Die felsigen Abhänge weisen zahlreiche Pavianherden, Rohrfüßler, schwarzgefleckte Genetten, Tharilakzen, Karakals, Springmäuse, eine besondere Kaninchenart, rötliche Roibockgazellen und zahlreiche Klippeschliefer auf. An hochgrasigen Strecken, wo stellenweise

gruppenförmig dichte Gebüſche ſtehen, finden wir neben den ſchon erwähnten Zahnarmen (Edentata) Deuler- und Steinbockgazellen. Dichte, niedere, meilenweite Flächen bedeckende Gebüſchſtrecken beherbergen die geſtreifte und gefleckte Hyäne und den Strandwolf (*Hyena brunea*) und unter zahlreichen Nagetieren eine rieſige Wühlmaus; ferner zwei Arten Gazellen, darunter namentlich den ſchönen Buſchbock. Hochſtehende, die weiten Abhänge begleitende Büſche, ſowie der Niederwald dienen Pavianen und Meerkatzen zum Aufenthaltsort, ferner grauen Wildkatzen und Füchſen und dem Leoparden, der Kudu-Antilope, dem Buſchfarß und Blackfarß, dem Büffel und dem Elefanten (der größten der drei afrikanischen Varietäten), ſowie einem auf Bäumen lebenden Hyrax.

Die Leoparden ſind in dieſen Gegenden gefährlicher als in den menſchenleeren Gegenden des Innern, wo ſie weniger an den Knall des Feuerrohrs gewöhnt ſind. Da ſie als Feinde, namentlich wenn verwundet, ſehr gefährlich werden, tötet man ſie in dieſen bewaldeten Gegenden meiſt mit Gift oder fängt ſie in Eiſen.

Die mannigfachen Arten der Vögel zu erwähnen würde zu weit führen. Ich will nur bemerken, daß dem Jagdliebhaber mehrere Trappenarten, Perlhühner, Reb-, Haſel- und Steppenhühner, Schnepfen, Regenpfeifer, Wildenten und Wildgänſe, ſowie Taucher und Schlangenhalsvögel täglich ſeine und des Dieners Jagdtasche füllen können. Bewundern wir auf der Jagd oder auf einem Ausflug in dieſer Gegend die auf verſchiedenen Strecken charakteriſtiſche Pflanzenwelt, ſo ſind es namentlich die Vögel und Inſekten, die den ſchönen, oft wundervollen Pflanzenformen doppelten Reiz verleihen. Da ſind es langſchwänzige Kolibris und Honigsucher, die bald in den prächtigen Kelchförmigen Schwertblüten, bald in den weithin ſchimmernden Karminroten Ahrenblüten der



Jagd auf Klippenschliefer.

Moß-Arten nach Insekten haschen. Dort winken uns die hellglänzenden dunkelgrünen Blätter eines Zwergstrauchs; wir fühlen nicht den leisesten Windhauch, der sie bewegen würde — und immer nicken die zarten Ästchen wie mit Befriedigung einander zu. Doch siehe da, ein ganzer Schwarm kleiner gelblich grüner, unserm Goldhähnchen nicht unähnlicher Singvögel tummelt sich eifrig in der Krone des Strauches umher, um Käferchen von der Innenseite der Blätter aufzupicken. Die mit hellglänzenden Insekten bedeckten reichblättrigen Mimosen locken gar manchen Vogel an, doch auch die schilfigen Partien sind nicht weniger reich an besiedelten Bewohnern der Lüfte. Rohrsänger, gelbe und feuerrote Finken und Webervögel halten die schlanken Rohrstengel in fortwährender Bewegung, während die kleinen Täler von ihrem Gezwitscher widerhallen.

Von den Reptilien finden wir den Wasserleguan (riesige Eidechsen) in jedem fließenden Gewässer; Schildkröten gibt es eine reiche Auswahl auf dem Lande und eine Art in stehendem und fließendem Wasser, an Schlangen sehr viele und sehr giftige Arten, namentlich Puffottern, Kobras, Hornvipern, Korallenschlangen u. a., und von Wasserschlangen schöne harmlose grüne Arten, doch auch sehr giftige Seeschlangen, die manchmal vom Meer in die Flüsse hinaufschwimmen.

4. Enttäuschungen und das erste Abenteuer in den Diamantefeldern.

Spät in der Nacht des Tages, an dem ich Port Elisabeth verließ, gelangten wir nach Grahamstown; schon zeitig am nächsten Morgen verließen wir es. Nach zwei Tagen angenehmer Fahrt in einer bequemen amerikanischen Kalesche hatten wir die über 180 Kilometer lange Strecke zwischen

Grahamstown und Cradock zurückgelegt. Am zweiten Tag, nachdem wir Cradock verlassen, langten wir in der Stadt Colesberg an.

Der Cradocker, Colesberger und der benachbarte Distrikt von Graaff Ruyne sind ausgezeichnet durch Lager fossiler Reste, namentlich Dicotylodonslager und der dieser Periode angehörenden fossilen Flora*.

Auf meiner Weiterreise von Colesberg nach Norden gelangten wir nach zweistündigem Ritt zum Dranjefflusse, der die Grenze zwischen dem Dranje-Freistaat und der Kapkolonie bildet. Nach einer beschwerlichen Fahrt erreichten wir die Stadt Fauresmith. Sie zeigte den Charakter aller Städte des Freistaats; obschon sie kaum achtzig Häuser zählte, dehnte sie sich doch über eine beträchtliche Fläche aus.

Alle Hoffnungen, die ich auf den Aufenthalt in Fauresmith gesetzt hatte, zerrannen in wenigen Tagen; ich hatte wahrgenommen, daß ich dem, der mich zur Reise hierher bewogen, zur Last fiel. Er kam mit einem älteren Freunde, einem in Fauresmith wohnenden Arzt, meinerwegen in Kollision; schließlich siegten seine älteren Sympathien über die mir zugedachte Gewogenheit und er gab mir den wohlmeinenden Rat, die Diamantfelder aufzusuchen, in denen ich, wie er sich ausdrückte, der rechte Mann am rechten Platze sei. Mir blieb nichts übrig, als diesem „wohlmeinenden“ Rat zu folgen, und so brach ich wieder auf. Ich hatte kaum die nötigsten Kleider auf dem Leib; meine Fußbekleidung war in die Brüche gegangen, und da meine Mittel nicht hinreichten, mir neue Kleider zu kaufen, mußte ich versuchen, sie kreditiert

* Die Dicotylodonten und ihnen verwandte Saurier stammen aus den Karuschichten der Triasformation. Im Laufe der Jahre kamen viele neue Arten dazu, die im South African Museum zu Kapstadt zu sehen sind. Außerdem besitzen fast alle großen Museen Europas solche Reste. B.

zu erhalten. Dies gelang mir, und so zog ich weiter; mein Stolz verbot es mir, den Mann, der in Port Elisabeth den guten Willen gezeigt hatte, mir zu helfen, an sein Versprechen zu erinnern. Wie von Port Elisabeth nach Fauresmith, so war auch von Fauresmith nach den Diamantefeldern Herr Hermann Michaelis mein guter Helfer.

Die Gegend zwischen Fauresmith und den Diamantefeldern ist recht eintönig. Nur die Strecke längs des Niet-River und im Thal des Modder-River, das wir zu durchkreuzen hatten, bot eine etwas anziehendere Landschaft dar.

Meine Verhältnisse waren trostlos. Im Vertrauen auf die Versprechungen des Kaufmanns in Fauresmith hatte ich versäumt, mir von Herrn Adler in Port Elisabeth Empfehlungsbriefe für die Diamantfelder zu erbitten, und meine Barschaft bestand nur noch aus fünf Schilling, einem Betrag, kaum hinreichend, die Kosten einer Mahlzeit zu decken. Ich sollte hier entweder „digger“, d. h. nach Diamanten graben, oder in der aus allen Herren Ländern zusammengewürfelten, teilweise mehr als zweifelhaften Gesellschaft ärztliche Praxis ausüben, um meine Existenz zu fristen, sowie um mir die Mittel zur Weiterreise zu verschaffen. Meine Lage war um so schlimmer, als ich weder der englischen noch der holländischen Sprache mächtig war; die wenigen Phrasen, die ich mir früher hatte aneignen können, reichten kaum hin, um mich notdürftig über die allereinfachsten Dinge zu verständigen, geschweige denn mit einem Kranken zu verkehren. Die Wahl zwischen „Diggen“ und „Praktizieren“ war bald entschieden, zu dem ersteren brauchte ich ein Kapital — das ich nicht besaß —, zum letzteren bloß eine mitleidige Seele, die mir auf einige Wochen ein Zelthäuschen und einige Möbelstücke lieh. Der Zufall war mir hold.

Ich hatte nämlich einen Brief in der Tasche, der mir als

Empfehlungsbrief dienen, zugleich aber auch dem Adressaten mehr als ein solcher sein sollte. Dieser war nämlich kränklich und wollte, da er in den Diamantefeldern keine Besserung erreichen konnte, nach Europa reisen, um dort von den Ärzten Heilung seiner Krankheit zu suchen. Glücklicherweise war dieser Mann der deutschen Sprache mächtig. Es gelang mir denn auch, ihn in acht Tagen so weit herzustellen, daß er seine Reise definitiv aufgab. In dem Maße aber, als mein Patient praktisch war, fehlte mir diese Tugend; ich unterließ es, meine Forderungen zu fixieren, und nahm mit Dank gleichsam als Abschlagszahlung für meine Dienste das an, was er mir bot.

Er stellte mir nämlich ein altes, morsches Zelthäuschen zur Verfügung, ließ mir großmütig 5 Pfund Sterling und einige der notwendigsten, nichts weniger als komfortablen Möbelstücke. In meiner Lage sah ich jedoch all dieses als eine sehr große Gefälligkeit an.

Das etwa $3\frac{1}{2}$ Meter breite, ungefähr 3 Meter lange und 2 Meter hohe Zelthäuschen bestand aus Fichtenlatten, die mit einfacher Segelleinwand überzogen waren. Das erste Gemach war mein Konsultations-, mein Arbeitszimmer und die Apotheke; der zweite, etwas kleinere Teil meines Zelthauses war meine Küche, meine Speisekammer und Schlafzimmer u. a., das eleganteste europäische Möbelstück war mein von der Reise arg hergenommenes Kofferchen. In der Zeit meines ersten Besuchs waren die Diamantfundorte noch nicht von allen den unreinen Elementen so gesäubert, wie es später der Fall war; viele Abenteurer hatten sich eingefunden, und da die Engländer in dem erst kürzlich erworbenen Lande noch nicht alle Reformen durchzuführen Gelegenheit gehabt hatten, war die Sicherheit des Eigentums und selbst des Lebens noch ziemlich problematisch.

Von einem Besuch in Kimberley eines Abends heimgekehrt, bemerkte ich, als ich eben mein primitives Lager auffuchen wollte, daß die Zeltwand in der hinteren Ecke, gerade oberhalb der Stelle, wo mein Bettgestell stand, von oben bis unten zerschnitten war. Ich hielt sofort unter meinen Mobilien und Schätzen gründliche Nachschau, überzeugte mich aber, daß alles auf seinem Platze stand, woraus ich schloß, daß der freundliche Besucher, der in meiner Abwesenheit durch die Zeltwand hindurch bei mir vorsprechen wollte, an der Ausführung seines Vorhabens durch irgendeinen Zufall verhindert worden war. Ich muß gestehen, daß ich diese Nacht nicht zu den angenehmsten zählen konnte; ich mußte sie im Dunkeln mit dem Revolver in der Hand durchwachen. Bei reiflichem Nachdenken über den mir zugeachten Besuch hielt ich es für das beste, meine Visiten in Kimberley vorläufig einzustellen, um abzuwarten, ob sich der Besuch nicht vielleicht wiederholen würde. Nicht lange sollte ich im Zweifel bleiben; schon in der nächsten Nacht wurde ich darüber belehrt. Um den nächtlichen Besucher über meine Wachsamkeit irrezuführen, hatte ich absichtlich den am Zelthäuschen verursachten Schaden nicht ausgebessert. Ich löschte rechtzeitig das Licht, warf mich mit meinem sechs-läufigen Freund auf meine Lagerstätte und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als es in den Straßen stiller geworden war, glaubte ich jemand sich meinem Zelte von rückwärts nähern zu hören; ich erhob mich so sachte als möglich von meinem Lager, und da der Lehm Boden meine Tritte dämpfte, war es mir möglich, dem von außen das Zelt Umschreitenden Schritt für Schritt zu folgen, bis wir beide an der Türe angekommen waren. Bald vernahm ich den Versuch, die Türe einzudrücken; ein Augenblick genügte, die vorge-schobene Eisenstange geräuschlos zu beseitigen und so dem

Ankommenden den Versuch, die Lüre zu öffnen, zu erleichtern. Im nächsten Augenblick riß ich die Lür auf, und der Eindringling, der sich gegen diese gestemmt, wäre fast in das Zelt hineingetaumelt. Den Strolch bei der Kehle fassen und ihm den Revolver an die Brust setzen, war das Werk eines Augenblicks. Nun sah ich bei dem schwachen Schimmer des halb von Wolken bedeckten Mondes, daß ich einen halbnackten Kaffer gefaßt hatte, der so schwarz war wie ein Bewohner der Hölle. Der Eindringling war durch das plötzliche Nachgeben der Lüre und durch den Zusammenstoß, mehr jedoch durch die unsanfte Berührung seiner Kehle und den Anblick der Waffe derart verwirrt, daß er an keinen Widerstand dachte; er konnte kaum einige Worte, wahrscheinlich eine Entschuldigung, lallen, und bat flehentlich, ihn freizulassen. Wir waren dabei über den Straßengraben in die Mitte der für ihn glücklicherweise menschenleeren Straße gekommen, ein Alarm hätte den Kerl wohl um sein süßes schwarzes Dasein gebracht; ich schüttelte ihn weidlich durch, ließ meinen Revolver noch etwas vor seinen Augen verheißungsvoll blitzen und warf ihn dann in den Straßengraben zurück, aus dem er sich blizschnell aufraffte und eiligst die Flucht ergriff. Als ich am folgenden Tag meinen Patienten von dem nächtlichen Besuch erzählte, bedauerten sie allgemein, daß ich den Strolch nicht niedergeschossen hatte. Mein energisches, fluges Abwehren dieses Einbruchsversuches hatte den gewünschten Erfolg; ich wurde später nicht wieder belästigt, und ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß dieses Diebesgelichter es scheut, einen mißglückten Versuch zu wiederholen.

5. Die Diamantfelder vor fünfzig Jahren.

Werfen wir einen Blick in das Straßenleben der Diamantfelderstädte. Es ist Mittag, die belebteste Stunde; von allen Seiten strömen die durch den grauen Staub der Diamantengruben fast zur Unkenntlichkeit entstellten Digger (Diamantengräber) von der Arbeitsstätte nach ihren Wohnungen. Diese Digger sind teils selbständige Besitzer kleiner Claims (Gruben), die die Arbeit in diesen selbst beaufsichtigen, oder Aufseher, die im Dienste einer Gesellschaft oder eines reichen Claimbesizers stehen.

Eine Masse Eingeborene aller Farbenschattierungen, bald schreiend und lärmend, bald still wie eine gedrillte Truppe, folgt den Diggern, ihren Herren; die verschiedenen Hautschattierungen verschwinden für den flüchtigen Blick unter der monotonen grauen Staubkruste, die alle gleichmäßig bedeckt; nur das äußere Kostüm läßt hier und da auf die inneren Neigungen des einzelnen schließen.

In das Gewühl der bunten Menge von Passanten mischt sich ein Troß Fuhrwerke aller Art, hier zwei- und mehrspännige, zweirädrige Karren mit der diamantenthaltigen Grubenerde beladen, dort die von acht bis zehn Ochsenpaaren gezogenen Ungeheuer von Kapwagen — alle diese Behikel, zwischen denen die leichten zweirädrigen Kaleschkarren mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit sich durchwinden, bilden oft einen dichten Knäuel, dessen Entwirrung kaum möglich scheint. In das Gezohle der Grubenarbeiter mischen sich die gegenseitigen „höflichen“ Komplimente der Fuhrleute in allen europäischen und afrikanischen Sprachen.

Die Diamantfelder Südafrikas liegen zum überwiegenden Teile in der englischen Provinz Griqualand-West, in

einem Landstrich, der mit der Entdeckung seiner unterirdischen Schätze zum Zankapfel aller eingeborenen Fürsten wurde. Der Griqualönig Waterboer, die Batlapinhäuptlinge Zantje und Gassibone, sie alle stritten sich um den Alleinbesitz, ob schon jeder von ihnen nur einen Teil des Gebiets sein eigen nannte; Waterboer besaß die Hauptmasse des Landes, zu beiden Seiten des unteren Baal- und des Modder-River, Zantje den nördlichen Teil an der Harts-River-Mündung, Gassibone den nördlichsten zwischen dem Baal- und Harts-River und die Koranna das Tal des Baalflusses von Fourteen-Streams bis zur Einmündung des Harts-River.

Die Auffindung der ersten „Kieselsteine“, wie die Diamanten von den Buren anfänglich spöttisch genannt wurden, erregte in allen die Ländergier, und als später die Annexion der Diamantfelder durch die Engländer eine erbitterte Streitfrage zwischen diesen und der Regierung des Oranje-Freistaates hervorrief, hielten sich beide Teile als die alleinberechtigten Besitzer kraft der ihnen von den Eingeborenenfürsten eingeräumten Konzessionen.

Die gesamten Diamantfelder sowie die Diamantfundorte im engern Sinne des Wortes lassen sich in drei Distrikte einteilen. Die ältesten sind die am Baalflusse, von dem Transvaalstädtchen Bloemhof bis zur Vereinigung des Harts- und Baalflusses sich erstreckenden „River- (Fluß-) Diggings“; ihnen folgen die in der Division Kimberley im engsten Umkreise um diese Stadt gelegenen „Dry-Diggings“ (so genannt, weil man früher hier die Diamanten, ohne die Erde zu waschen, durch Sieben und Sortieren der diamantenthaltigen Erde auf trockenem Weg gewann) und endlich die außerhalb der englischen Kolonie Griqualand-West im Oranje-Freistaat gelegenen Fundorte bei Sagers- und Coffeefontein als dritter Distrikt.

Die Niederlassungen der „River-Diggings“ wuchsen — wie leicht begreiflich und wie es ähnlich in Kalifornien zu beobachten war — wie aus der Erde empor. Das der Missionsstation Pniel gegenüberliegende Klipdrift, das sich ungemein rasch entwickelte, wurde der Hauptort dieser Diamantfundorte, ja ihr Zentralort; seit den letzten neun Jahren hat Kimberley (das früher New-Rush hieß) ihm diesen Vorrang abgerungen. Im Tale des Baalflusses, wo vor der Entdeckung der „wasserhellen Steinchen“ nur der eitle, müßige Koranna sein Dasein zu verträumen gewohnt war, reiheten sich schon ein Jahr nach dem Bekanntwerden der Entdeckung ganze Kolonnen von lustigen Zelten aneinander. Doch ihr Wachstum, ihre Blütezeit war ebenso schnell verflossen, als sie begonnen, denn kaum war die Nachricht von der Entdeckung der Diamanten auf der Ebene der Farm Dutoitspan in den River-Diggings am Baalfluß verbreitet — die Fama ließ die Diamanten hier in Massen auf der Oberfläche zutage treten —, als alles nach den viel reicheren Dry-Diggings eilte.

Im Baalfluß werden die Diamanten im angeschwemmten Geröll gefunden. Dieses Geröll besteht aus Grünsteinblöcken, die schöne, mandelartige Chalzedone und Achate, kleine und größere, sowie andere Minerale einschließen.

Die Diamantengräber holten das diamantenhaltige Geröll aus den ihnen von der Behörde oder auf Grund einer Übereinkunft abgesteckten Gruben, „Claims“; sie fuhren es zum Flusse hinab, um es durch Sieben von den gröbereren Steinen zu befreien und dann in einfachen, 60 bis 120 Zentimeter langen, 30 bis 45 Zentimeter breiten Wiegen, „Craddles“, zu waschen; in dem feinen vom Lehmgrund befreiten Rückstand wurde dann nach den Diamanten gesucht.

Der zweite, bis jetzt wichtigste Diamantendistrikt ist der



Bamangwatohütten in Schoshong.



Kaffern doktor vom Sambesi.



Bamangwatoweib bei der Feldarbeit.

„The Central-Diggings“ oder „Dry-Diggings“ benannte; es ist Kimberley mit seiner Umgebung, die aus vier Fundorten in zwei Gruppen besteht, die nordwestliche Gruppe, die Kimberley und das mit ihm an seiner Ostseite zusammenhängende Old de Beers umfaßt, und die östliche Gruppe, die Dutoitspan und das südlich und westlich anschließende Bultfontein in sich begreift. Diese vier, die Central-Diggings bildenden Niederlassungen stellen Städte dar, die aus Segelleinwand, aus Brettern, aus galvanisiertem Eisenblech, auch aus ungebrannten Ziegelsteinen, einige wenige aus Trappfels (einer Gebirgsformation) aufgebaut wurden; in ihrer Mitte befinden sich Krater und muldenförmige Vertiefungen — die Diamantengruben.

Diese haben 15 bis 65 Meter Tiefe, 200 bis 760 Schritt im Durchmesser; sie heißen „Diggings“ oder „Kopjes“; jede stellt eine Anzahl Quadrate oder Parallelelogramme dar, 3 Meter breit und 9 Meter lang, oder 9 Meter lang und 9 Meter breit, in „Claims“ eingeteilt. Ein Digger kann einen oder mehr, bis zu zwanzig solcher Claims besitzen, allein er muß sie bearbeiten und monatlich eine gewisse, in der Regel 35 Mark übersteigende Grund- und Wassersteuer an die Regierung und den Mining-Board, einen Ausschuß von Diamantengräbern, der über deren Interessen wacht, entrichten.

*
*
*

Holub hielt diese Gruben für Öffnungen von Schlammkratern, glaubte aber nicht, daß diese vier Diggings sich von einem gemeinschaftlichen Kraterkanale abzweigen; nur die in Old de Beers und Kimberley zutage geförderten Steine zeigen gewisse Ähnlichkeit und geben der Vermutung

Raum, daß diese beiden Diggings unterirdisch kommunizierende Kraterbecken sind. Was die River-Diggings anbelangt, vermutete Holub, daß irgendwo in der Nähe des Flussbettes oder vielleicht an seinem Rande, doch oberhalb Bloemhof, sich eine oder mehrere Kratermündungen befanden. Auf der zweiten Reise änderte und vervollständigte Holub teilweise diese Ansichten auf Grund der damaligen neueren Forschung. Die neuesten Resultate über die Entstehung der diamantführenden Lokalitäten Südafrikas findet man im Buche Percy A. Wagners, „Die diamantführenden Gesteine Südafrikas, ihr Abbau und Aufbereitung“ (Berlin 1909), wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

6. Die erste Reise ins Innere. Ein Freimaurerstamm.

Meine Vorbereitungen waren beendet, die Ausrüstung besorgt; es blieb mir nur noch die für Reisen in Afrika besonders wichtige und folgenschwere Wahl meiner Begleitung zu treffen. Von der Idee, mich nur mit eingeborenen Dienern zu umgeben, kam ich bald ab; ich entschied mich, in Begleitung von Weißen zu reisen. Meine Wahl fiel auf jene beiden jungen Männer, die ich kurz vorher auf einem Ausflug nach dem Freistaate kennengelernt hatte; als dritten Gefährten lud ich Herrn Friedrich Eberwald aus Thüringen ein, einen biedern Charakter, der später einer meiner besten Freunde wurde und mir auch auf der zweiten Reise treu zur Seite stand.

Der Zweck der ersten Reise war, mich durch einen mehrwöchigen Aufenthalt im Freien dem afrikanischen Klima anzupassen, einen Begriff vom Reisen im Innern zu ge-

winnen und namentlich durch eine solche Versuchstreife den Umfang der Ausrüstung für eine größere Forschungstreife nach dem Innern kennenzulernen.

So schieden wir denn — vier Weiße mit fünf Pferden und fünf Hunden — auf einige Wochen aus der staubigen Atmosphäre der Diamantfelder.

Nach mancherlei unangenehmen Zwischenfällen erreichten wir endlich die Höhlen, die von Hebron ab das Ufer des Baal-River säumen, an dessen südlichem Ufer wir die zerstreuten Häuschen der Berliner Missionsstation Pniel und ein kleines Korannadorf erblickten.

Mein Besuch in diesem Dorf bot einen trostlosen Anblick und gab mir die Überzeugung, daß bei keinem andern Eingeborenenstamm, etwa mit Ausnahme der Matabele, die Missionstätigkeit so geringe Erfolge aufzuweisen hat als bei den Korannas. Ihre sozialen Zustände und Verhältnisse, ihre Bildungsstufe bewiesen mir, daß sie nur die Laster der Zivilisation angenommen, für die Lichtseiten derselben aber nach wie vor unempfindlich geblieben waren. Krankheiten und Trunksucht mit ihren verderblichen Folgen herrschten auch unter den Korannas.

Unter allen Stämmen Südafrikas verwendet dieses Volk die geringste Mühe auf den Aufbau und die Instandhaltung seiner Wohnungen. In der wohl auch durch das Klima beförderten Indolenz und Energielosigkeit übertreffen die Korannas und Griquas, die beiden Bruderstämme der Hottentottenrasse, selbst die übelbeleumundeten Buschmänner, die die Felswände ihrer früher bewohnten natürlichen Höhlen mit einfachen, mit Ocker übertünchten Zeichnungen bedeckt und die Gipfel der von ihnen bewohnten Höhlen, d. h. die diese bedeckenden dunklen Felsenblöcke, abwechselnd mit tierischen und menschlichen Gestalten und andern Gegenständen

geschmückt hatten. Wenn der Koranna sich aus der ihm eigenen Trägheit, dem Mangel an Streben und Ausdauer herausreißt, um als Diener anderer zur Arbeit zu greifen, so geschieht es nur, weil ihm dadurch die Möglichkeit geboten ist, sich dem heißersehnten Branntweingenuß hinzugeben.

Hier am Abhang eines fahlen Höhenzuges, am Flußufer oder am Ufer einer Salzpflanze, hie und da auch in den Felsenschluchten des Baalflusses finden wir eine oder mehrere, etwa 1½ Meter Höhe und 3 bis 3½ Meter im Durchmesser haltende, halbkugelige, jeder Umzäunung bare Hütten, die augenscheinlich nur als Nothbehelf dienen; sie sind weder geräumig noch symmetrisch gebaut und gleichen mehr tierischen Strohbauten. Die Herstellung ist auch, dem Aussehen entsprechend, höchst primitiv. Haben die Frauen, denen die Herstellung der Wohnung obliegt, die oberen Enden von Baumzweigen, die, 2 Meter lang, dünn und im Kreise nebeneinander in den Boden gesteckt sind, in einem Mittelpunkt zusammengebunden und das Gerippe mit Binsenmatten überdeckt, dann ist auch schon das Wohnhaus hergestellt. Die Öffnung ist gerade groß genug, um einem Menschen in kriechender Stellung Einlaß zu gewähren; sie bildet die einzige Verbindung mit der Außenwelt, die im Notfall durch eine von innen vorgehängte Matte abgesperrt wird. Das Innere entspricht dem Außern; es läßt sich kaum etwas Trostloseres und zugleich Unreineres denken als das Innere einer Korannahütte. In der Mitte eine schüsselförmige Vertiefung als Feuerherd, einige niedrige, mit Querhölzern verbundene Holzgabeln, behangen mit den Überbleibseln einstiger europäischer Kleidungsstücke, einige Ziegen- oder Schaffelle, einige Töpfe, und die Einrichtung ist fertig. Eine mit dürren Mimosenzweigen notdürftig umzäunte Stelle zwischen oder vor den Hütten beherbergt die Rinder- oder Ziegenherde, und

wo nicht die Hyäne und der Leopard oder andere Raubtiere auf ihren nächtlichen Schleichwegen zu fürchten sind, bezeichnet nur der Düngerhaufen den Sammelplatz des Viehes.

Wie die Hottentottenrasse überhaupt, die eigentlichen, die Kapkolonie bewohnenden Hottentotten und die Griquas, die West-Griqualand an der Einmündung des Baals in den Orange und Neu- oder Ost-Griqualand, das sogenannte Normannsland um Kockstadt herum, bevölkern, sind auch die Koranna im Aussterben begriffen; ihre Zahl hat sich beinahe um 50%, ihr Besitz um 25 bis 75% verringert. Arbeitsscheu und unrein, hinterlistig und meist untreu, rachsüchtig und nur für den Augenblick lebend, ohne an den Morgen zu denken, sind sie fähig, alle möglichen Verbrechen zu begehen, nur um sich den Branntwein zu sichern, und sie boten mir ein abschreckendes Bild.

Durch den moralischen Verfall der Korannas im letzten Jahrzehnt haben sie die meisten ihrer früheren erwähnenswerten Gebräuche außer acht gelassen, ich möchte sagen, ganz vergessen. Was sich noch bei ihnen erhalten hat, ist eine Art Freimaurertum. Die Mitglieder dieser Gesellschaft erkennen sich an einem äußern Abzeichen, in der Regel an drei auf der Brust geführten 2½ bis 4 Zentimeter langen Schnittnarben.

Ein Mitglied dieses Bundes findet überall, wo es zu seinesgleichen kommt, freundlichste Aufnahme, sobald er dem Hausherrn die Narben auf der Brust zeigt oder dieser, dem Besucher das Hemd an der Brust öffnend, das Zeichen erblickt hat. Solch ein Freimaurer wird von dem Bruderhausherrn auf das freundlichste aufgenommen, bewirtet und einem Verwandten oder Familienmitglied gleichgehalten. Will ein Koranna diesem geheimen Bunde beitreten, so macht er, da das Erkennungszeichen unter dem Stamme ziemlich

bekannt ist, einem seiner Nachbarn, an dem er ein solches beobachtet, seinen Entschluß bekannt, daß er beitreten wolle. Hat sich der Angesprochene überzeugt, daß der Antragsteller imstande ist, die Kosten der Einweihungszeremonie zu tragen, so meldet er es den in demselben Dorfe oder in der Nähe Wohnenden; wenn sich keine in der Nähe aufhalten, sondern weitab wohnen, dann wird nach diesen gesandt. Nachdem sie sich versammelt haben, wird die Einweihungszeremonie vorgenommen, die darin besteht, daß man dem neuen Bruder die gegenseitigen Unterstützungspflichten bekanntmacht. Er wird von dem Ältesten der Anwesenden mit den drei Schnitten gekennzeichnet, und er legt das Gelübde ab, jenen Verpflichtungen nachzukommen; er bekräftigt dies mit dem gewöhnlichen Schwur: „So wahr ich eine Mutter habe.“ Eine Orgie beschließt die Zeremonie, wobei einige Stück Rindvieh, Schafe und Ziegen geschlachtet werden und die Gesellschaft nicht eher scheidet, als bis alles aufgegessen ist.

7. Ein sonderbarer königlicher Leckerbissen.

Wir haben die Hauptstadt des südlichsten der Batlapinstämme, Lekatloug, verlassen. Diese Residenz des Fürsten Jantje bestand aus etwa 160 bis 200 Hütten, die drei größere Gehöftgruppen bildeten, in denen je zwei bis vier Hütten zu einem Gehöft vereinigt waren. Die einzelnen Gehöfte waren von einem $1\frac{1}{4}$ bis 2 Meter hohen, aus dünnen Zweigen hergestellten Zaun umgeben.

Auf der Weiterreise hatte ich im Sinn, auch das Gebiet des damals unabhängigen Batlapinfürsten Cassibone zu bereisen.

Der volle Titel des Königs dieses Batlapinlandes, der sich zwei Jahre später der Transvaal-Republik freiwillig

unterwarf, seit der Annexion derselben durch die Engländer aber englischer Untertan wurde, ist Morena Botlazitse Gassibone. Seinem Charakter nach ist er ein Mann, der vielen Lastern, besonders aber dem Trunk ergeben ist. Die Häuser der Stadt zeigten denselben Charakter wie jene in Lekatlong; die Stadt mochte ungefähr 2500 Einwohner zählen.

Meine Absicht war, von der Stadt aus eine südliche Richtung nach dem Baal-River zu nehmen und dann nord-östlich nach der Transvaalprovinz vorzudringen. Da in dieser Richtung kein Weg dorthin führte, sandte ich zum König um einen Wegweiser und betraute mit dieser Mission den hoffnungsvollen F., der überdies den Auftrag erhielt, vom König einige Löpfe Milch zu kaufen. Um dem Überbringer meiner Botschaft mehr Ansehen zu verleihen, wurde ihm ein Revolver um den Leib gehängt und ein Paar hohe Stiefel angezogen. F. fühlte sich durch die Mission so geehrt, daß sein ganzes Gesicht mit dunkler Röte überzogen war und seine Augen leuchteten; seine imponierende Haltung flößte nicht nur den Eingeborenen, die ihm begegneten, demutsvolle Scheu ein, sondern gewann ihm auch das zuvorkommendste Benehmen Seiner schwarzen Majestät, so daß dieser nicht nur seiner Bitte um Überlassung einiger Löpfe Milch zu willfährten versprach, sondern sich auch noch erbot, mir für einen zweiten Schilling einen Führer zur Verfügung zu stellen, der uns durch die Schluchten auf die freie Ebene bringen sollte. Ja, der Fürst ging so weit, um dem martialisch aussehenden Jüngling einen Ausdruck seines besonderen Wohlgefallens zu geben, daß er ihm von dem Gericht anbot, mit dem eben eine seiner Königinnen ihren Batlapinappetit stillte.

Die zylindrische, etwa 5 Meter im Durchmesser haltende und bis zum Giebel des kegelförmigen Daches etwa 3 Meter

hohe Hütte war durch einen Mimosenbaum geschützt, der bis zur Höhe des Daches reichte. Am Fuße dieser Säule saß die erwählte schwarze Schönheit in ein europäisches Rattunkleid gehüllt; auf ihrem Schoße hielt sie eine Holzschüssel, gefüllt mit einem beliebten Batlapingerichte. Unser wackerer Herold wollte, nachdem er des Königs Antwort durch meinen Diener, der ihm als Dolmetscher beigegeben war, erfahren, vom Anerbieten Gebrauch machen und griff mit voller Hand zu. Erschreckt zog er die Hand zurück, denn die Schüssel enthielt getrocknete Heuschrecken, nach deren Genuß es unserm Freund durchaus nicht gelüstete. Zum Wagen zurückgekehrt, versicherte F., ähnliche Gesandtschaftsdienste zu andern Betschuanakönigen nicht mehr annehmen zu wollen.

8. Zweite Reise ins Innere. Beim König Sekhomo.

Mit Wonderfontein war das Endziel meiner ersten Reise erreicht. Ich begab mich auf den Heimweg nach Dutoitspan, wobei ich bis Bloemhof dieselbe Route wie auf der Herreise benutzte.

Die zweite Reise sah ich keineswegs als meine Hauptreise an, sondern als eine zweite, größere Versuchsreise, auf der ich wenigstens die Hälfte der Strecke zwischen den Diamantefeldern und dem Sambesi zurücklegen und neue Erfahrungen für meine geplante große Reise nach Innerafrika sammeln wollte.

Im allgemeinen war ich diesmal viel besser ausgerüstet als auf der ersten Reise.

Am 3. November 1873 verließ ich in Begleitung von Herrn Eberwald, Boly, F. und einem Griquadiener sowie

neun Hunden, darunter meinem treuen Niger, meinem Reitpferd und acht Zugtieren die Diamantensfelder.

Ich zog am 8. Januar 1874 zum erstenmal in Schoschong ein. Da meine Lebensmittelvorräte sehr abgenommen hatten und ich nicht imstande war, neue mit Bargeld zu erstehen, da ich ferner keinen Diener mieten konnte und bestrebt sein mußte, mich in drei Monaten auch wieder in den Diamantensfeldern einzufinden, um bei meinen früheren Kranken nicht ganz in Vergessenheit zu geraten und die Mittel für die dritte, die eigentliche Reise zu gewinnen, wurde Schoschong der fernste nördliche Punkt meiner zweiten Versuchsreise. Von hier wandte ich mich nach längerem Aufenthalt wieder nach Süden.

Die wichtigste Stadt der unabhängigen Eingeborenenreiche im Innern Südafrikas ist unstreitig der Hauptort der östlichen Bamangwato, Schoschong. Im Haupttal der interessanten, nach dem sie bewohnenden Stamme benannten Höhen zieht sich das nur nach den sommerlichen Regengüssen gefüllte Bett eines unbedeutenden Flüsschens, das von Norden her aus einer an der Mündung ziemlich breiten Felsenschlucht ein ebenfalls nur periodisch fließendes, in der Regenzeit jedoch hochangeschwollenes Bächlein, „Schoschon“, aufnimmt; an ihm ist die Stadt gelegen; daher der Name „Schoschong“, der Ablativ von Schoschon (am Flusse liegend).

Schoschong war vor etwa zehn Jahren (etwa 1864), bevor noch die Kämpfe zwischen den einzelnen Gliedern der königlichen Familie ausgebrochen waren, die bevölkerteste Stadt in den unabhängigen Betschuanaländern. In diesen, den Ländern der Batlapin, Barolong, Banquaketsa, Bactwena, der östlichen und westlichen Bamangwato, in denen die Hauptmacht des regierenden Stammes gewöhnlich in der

jeweiligen Hauptstadt konzentriert ist, nahm Schoschong als eine der älteren Städte mit seiner Bevölkerungszahl von 30 000 Seelen den ersten Rang ein; gegenwärtig zählt die Stadt kaum mehr als ein Fünftel der einstigen Bevölkerung. Diese Abnahme ist namentlich Sekhomos Werk, der zur Zeit meines ersten Besuchs die östlichen Bamangwato beherrschte; er ist es, der nicht allein den Bürgerkrieg entfachte, durch den viele Bewohner das Leben verloren, sondern der auch die Auswanderung der Makalaka hervorrief. Unter dem gegenwärtigen Regime des besten der Betschuanaherrscher erholt sich die Stadt wieder. Für den Weißen, sei er Forscher, Händler oder Jäger, war es von jeher ein Ort von höchster Wichtigkeit und er wird es auch bleiben, und zwar aus folgenden Gründen:

In die vier südlichen Betschuana-Königreiche führen drei Wege: vom West-Oriqualand, vom Oranje-Freistaat und vom Transvaalstaat; diese vereinigen sich nach Norden zu in der Stadt Schoschong; von hier verzweigt sich wieder die Route nach Norden zum Sambesi, nach Nordosten zu dem Matabele- und Maschonaland, nach dem Gebiete der westlichen Bamangwato (am Ngamifsee) und endlich zum Damara-land nach Nordwesten, so daß ein Besuch dieser Länder oder des nördlichen Teiles Südafrikas, sowie das Vordringen vom Süden her von der Aufnahme der Weißen durch den König Khama, dem Sohne Sekhomos, abhängt.

Bevor wir jedoch, aus Süden kommend, die Stadt betreten, stoßen wir etwa 600 Schritt vor ihr auf das „weiße“ oder Händlerviertel, das aus drei Gehöften und fünf einzelnstehenden, zum Teil im Stile der Bamangwatohütten, größtenteils aber im europäischen Stile aus gebrannten Ziegelsteinen erbauten und mit Giebelbächern versehenen Häusern besteht. Englische Händler wohnen darin einen Teil des

Jahres; sie verkehren mit den Eingeborenen und strecken auch, wie es früher der Fall war, den in das Innere ziehenden Jägern die nötigen Bedürfnisse vor, welche Darlehen von den Jägern nach ihrer Rückkehr in Elfenbein und Straußenfedern zurückerstattet werden.

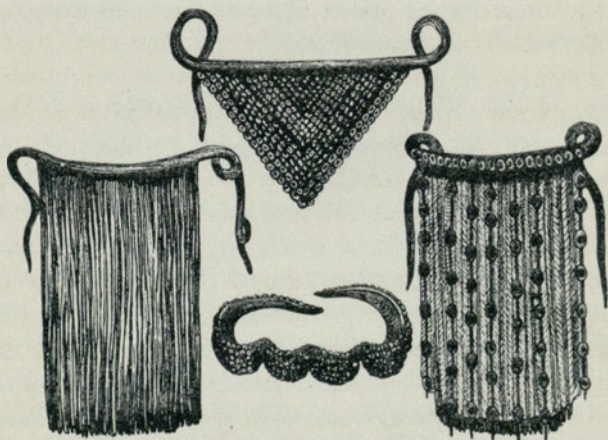
Nachdem wir die zerstreuten Gehöfte der Weißen passiert haben und zu dem Labyrinth der Betschuanahütten gelangen, betreten wir die Stadt. Hier sehen wir Frauen mit der bloßen Hand die in den Boden etwa 30 Zentimeter tief eingerammten, armdicken, knorrigen und mit Grasstricken aneinander befestigten Pfähle überschmieren, die eine zylindrische, fast zwei Meter hohe Wand bilden. Den Stoff dazu bereiten einige Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, die bis auf eine etwa handbreite, aus Glasperlen oder Sternchenschnüren gearbeitete Schürze jeder Bekleidung entbehrten; in einer mäßigen Vertiefung stampften sie den roten Lehmboden unter monotonem Gesang, was ihnen große Freude bereitet. Eine alte Frau, die mit ihren dünnen Gliedern und der vertrockneten, pergamentartigen Haut mehr einer wandelnden Mumie ähnelt und in ihrem Aussehen der Sorgfalt ihrer Kinder kein gutes Zeugnis gibt, sitzt nahe an der Grube und schüttet langsam aus den an sie herangestellten Töpfen dem Lehm Wasser zu. An den Wegen, in den Höfchen, meistens am Zaun, stehen neugierige Frauen, die ihre Säuglinge auf dem Arm tragen und überdies noch einen Haufen kleiner, nackter Kinder um sich scharen; lachend staunen sie den fremden Makoa (Weißen) an und tauschen ihre Meinungen über ihn aus. Ihr Hals ist mit zahllosen, dunkelblauen großen Glasperlen bedeckt, die zu Schnüren aneinandergereiht sind, die Brust ist entblößt — nur hier und da bedeckt ein Kattunröckchen und ein meist rot und schwarz kariertes Wolltuch den

Körper; der Unterkörper ist gewöhnlich mit einer bis an die Knie oder bis zu den Knöcheln reichenden Karosse oder Schürze verhüllt. Nach einer Stunde haben wir uns aus dem Labyrinth herausgearbeitet.

Auf unserm Weg zu des Königs Hütten, die um die Kotla, den Beratungsplatz der Konservativen Betschuana, erbaut sind, haben wir Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie freundlich unser Begleiter Rev. Mackenzie von der London Missionary Society von alt und jung mit „Kumela“ begrüßt wird. Die Kotla ist ein kreisförmiger, von 10 bis 30 Zentimeter starken Baumstämmen umfriedeter ebener Raum, der nach Süden einen Auslaß hat. Die zweite Einfriedigung ist des Königs Rindviehkral, d. h. eine Umzäunung, in der die Milchkühe oder Schlachtthiere zur Nachtzeit untergebracht werden, während die Pferde in der Kotla übernachten können.

Ich lagerte mit meinem Wagen am Südostende der Stadt und war bald von einem Haufen Neugieriger umringt. Da es Mackenzie für angezeigt hielt, baldigst Sekhomos, des Königs, Bekanntschaft zu machen, begab er sich mit mir zu ihm, und bald saßen wir dem alten Manne auf kleinen Stühlen in der Kotla gegenüber. Von seiner bettelhaften Zudringlichkeit abgesehen, konnte ich mich während meines kurzen Aufenthalts in Schoschong über Sekhomos Betragen nicht beklagen. Von mehr als Mittelgröße, etwas beleibt, unterschied sich Sekhomo durch nichts von den Umstehenden; sein Auftreten lies den Beherrscher eines so großen Gebietes kaum vermuten. Ein kleiner Lederlappen war um seine Lende geschlungen, ein Ledermäntelchen hing um die Schultern. Nach einigen, durch Mackenzie verdolmetschten Phrasen schied ich aus der Kotla, um meinen Besuch am nächsten Tag zu wiederholen.

Am 9. März stattete mir Sekhomo den ersten Gegenbesuch ab, und ich hatte anfangs das Vergnügen, das sich bald in eine Plage umwandelte, den König mit seinen Linjakas, den Räten, die wir aus näher zu erläuternden Gründen die Nasvogelräte nannten, täglich ein- bis zweimal bei uns zu sehen. Der König schüttelte mir stets die Hand; unterdessen brachte sein holländisch sprechendes Faktotum diese



Frauenschürzen der Bamangwato.

oder jene Bettelei vor. In der Regel stand er mit eingesteminten Armen vor mir, während der Rat im Halbkreis um ihn herumhockte und seine Gebärden nachahmte. Lachte er, dann lachten die Nasvögel mit. Eines Tages verbrannte er sich die Lippen an dem heißen Tee, den ich ihm anbot; auch diesmal beeilte sich der versammelte Rat, die Gesichter zu verziehen und ihrem Bedauern Ausdruck zu geben; gähnte Seine Majestät, so blieben die alten Getreuen mit ihrer

Beisteuer nicht zurück, und machte er sich auf den Heimweg, so erhob sich einer nach dem andern, um dem König im Gänsemarsch zu folgen.

Als Sekhomo hörte, daß ich abreisen wollte, klagte er über den Schmerz, den ihm mein Entschluß bereite; er nannte uns seine Freunde und bat uns, ihn in seiner Bedrängnis nicht zu verlassen. Ich gab ihm für eine seiner sieben Frauen ein blaues Wollkleid als Abschiedsgeschenk, das er mit einem Büschel grauer Straußenfedern erwiderte.

9. Eine schmerzhaftes Züchtigung der Betschuanajünglinge.

Unter den vielen Gebräuchen der Betschuana gibt es solche, die an die alten mosaischen Gesetze erinnern und an die wir bei allen bekannten, zu der Bantufamilie gehörenden Stämmen mehr oder weniger lebhaft denken. Vor allem die Beschneidung; sie ist die wichtigste Zeremonie für den heidnischen Betschuana, ohne die der Jüngling von seinen Gefährten weder als Mann, noch die Frau als heiratsfähig anerkannt wird. Doch fällt diese Zeremonie nicht mit dem Stadium der Mannbarkeit zusammen — wie wir es bei andern Stämmen, wie z. B. bei den Matongas und Maschukulumbe und deren Sitte des Zähneausbrechens beobachten —, sie wird einfach ausgeübt, um die Reihe von Abhärtungen zu beginnen, die ein Knabe durchmachen muß, um einst, wenn er Mann geworden, auch den Titel eines Mona und Ra führen zu können. Die Zeremonie heißt Boguera und wird an den Knaben nach ihrem neunten Lebensjahre ausgeführt. Je nach der Stärke des Stammes wird sie alle zwei bis fünf Jahre vorgenommen; sie bildet

eine der größten Festlichkeiten in den Städten. Mit einer Kalklösung bestrichen, gehen um diese Zeit die dazu sich freiwillig meldenden oder gezwungenen Knaben einher, die Mädchen nur mit aus Schilfrohrstücken verfertigten Bändern oder Genettaschwanz-Schürzen bekleidet; auch sie werden auf der Brust und im Gesichte ähnlich wie die Knaben weiß übertüncht. Die Zeremonie wird außerhalb der Stadt, bei den ersteren von alten Männern, bei den Mädchen von alten Frauen ausgeübt.

Da eben zur Zeit meines Besuches in Schoschong die Boguera gefeiert wurde, hatte ich Gelegenheit, die Zeremonie kennenzulernen. Singend ziehen die Knaben und Mädchen, von den Gauklern begleitet, vor die Stadt. Hier werden die Knaben im männlichen Auftreten, die Mädchen in weiblichen Arbeiten und Pflichten unterrichtet und ihnen sofort schwere Arbeiten, wie das Tragen großer Holzbündel, Wasserholen usw., aufgelegt, bei deren Verrichtung sie meist einen monotonen Gesang anstimmen. In ihrer Übertünchung und mit den klappernden Schilfrohrbändern behangen, gewähren diese Gestalten einen ebenso phantastischen wie komischen Anblick. Die Knaben werden partienweise in die Kotla gerufen, wo sie gepeitscht werden. Wir finden hier zwei Reihen Knaben, die mit dem Rücken gegeneinanderstehen und bis auf ein sehr primitives Kleidungsstück nackt sind, in ihren Händen halten sie Sandalen; sie müssen niederknien, um von den vor ihnen stehenden Männern (in der Regel ihren nächsten Verwandten) auf den Rücken geschlagen zu werden. Sowie aber der Mann zum Schlagen ausholt, hebt der Knabe die Sandalen empor, und die meisten verstanden es, die Wucht des Schlages mit den Sandalen zu brechen oder den Schlag ganz damit aufzufangen. Dabei singen die Knaben und heben abwechselnd die Füße empor.

Alle jene Knaben, die sich zur selben Zeit dieser Zeremonie unterziehen, werden in ein Regiment eingereiht, und um so größer ist der Stolz des heidnischen Betschuana, je mehr Söhne er zur Boguera mitbringen kann. Die Mädchen dürfen nach der Zeremonie längere Zeit hindurch nicht schlafen; um sie wach zu erhalten, müssen sie des Nachts auf den hölzernen Kornstampfblocken sitzen; da jedoch diese Stampfblocke in der Regel so unförmlich gearbeitet sind, daß sie an und für sich kaum das Gleichgewicht halten können, fallen die darauf Sitzenden sofort um, wenn sie sich vergessen und einschummern.

Der Hauptzweck der Zeremonie ist die Abhärtung der Jugend. Denselben Zweck verfolgt auch der dieser Zeremonie folgende Jagdzug, der sich auch im nächsten Jahre wiederholt. Die zu einem Regiment Vereinigten teilen sich, von erfahrenen Jägern angeführt, in mehrere Haufen, um Antilopen, Gazellen usw., im folgenden Jahre Büffel, Elefanten u. a. zu töten. Auf dieser Jagd werden der Jugend alle möglichen Strapazen auferlegt, ihr jede Erleichterung versagt, lange Märsche in wasserlosen Gegenden unternommen, der Zutritt zu dem Feuer in der oft bitter kalten Jahreszeit nur ausnahmsweise gestattet und sie überdies mit den Qualen des Hungers bekannt gemacht.

Der gewöhnliche Betschuana bestimmt sein Alter nach der Boguera, d. h. er sagt, daß er zu dem oder jenem Regiment gehöre oder er nennt eines oder zwei der wichtigsten Mitglieder desselben, die, als „Weise“ angesehen, den Fragesteller vielleicht mit einer andern Antwort befriedigen können.



Viktoriafälle des Sambesi.



Tanzender Maschupla.

10. Dritte Reise in das Innere von Südafrika.

Nach Dutoitspan am 7. April 1874 zurückgekehrt, erhielt ich aus Prag die erfreuliche Nachricht, daß die auf der ersten Versuchsreise und während meines Aufenthalts in den Diamantefeldern gesammelten Gegenstände, mit Ausnahme einiger beschädigter Vogelbälge und Insekten, gut erhalten in der Heimat eingetroffen waren.

Vor dem Antritt meiner dritten Reise begab ich mich im November 1874 nach dem Baal-River und schlug hier, Delporthope und der Hart-River-Mündung gegenüber, zu meiner Erholung für vierzehn Tage mein Lager auf. Kleine Jagdausflüge und das Sammeln naturhistorischer Objekte füllten diese Tage bald aus.

Nach fast dreijährigem Aufenthalt auf dem heißen Boden des schwarzen Erdteils, der Ruhmesstätte, aber auch der schweren Leidensstätte so vieler von Begeisterung für ihren Beruf erfüllter Männer, stand ich nun an der Schwelle meiner eigentlichen Aufgabe.

Am 2. März 1875 verließ ich Dutoitspan und begab mich vorerst zu einem Freund nach Bultfontein, um hier bis zum 6. zu verweilen und den Rest meiner Geschäfte zu besorgen. Im Plan meiner eben anzutretenden Reise lag es, wie bekannt, das südliche Zentralafrika zu erforschen.

Am 20. Mai langte ich wieder in Schoschong an, das die Residenz des Königs Khama war. Ich fand die Stadt sehr verändert. Die Veränderungen im öffentlichen Leben und in den sozialen Zuständen der Bamangwatos seit meinem letzten Besuch der Stadt waren mir sofort aufgefallen. Damals war Sekhomo am Ruder, das



verkörperte Hindernis jedweder Neuerungen, die als Wohltaten der Zivilisation betrachtet werden können, ein unermüdlicher Priester in der Pflege heidnischer Gebräuche und Orgien; jetzt war es Khama, sein ältester Sohn, das gerade Gegenteil seines Vaters. Eine größere Ordnung und Sicherheit machte sich in allem und jedem bemerklich, und mit dem Verbote des Branntweinverkaufs hatte Khama eines der wichtigsten Beförderungsmittel des Müßiggangs und des Unfriedens außer Wirkung gesetzt. Er war aber auch bestrebt, nach und nach allen den Sitten schädlichen, sowie den Geist umnachtenden heidnischen Gebräuchen Einhalt zu thun. Ich besuchte Khama während meines Aufenthalts mehrmals und hatte Gelegenheit, immer mehr den lobenswerten Charakter dieses Mannes kennenzulernen. Ausflüge in die nächste Umgebung, die Bearbeitung meiner Routenaufnahmen von Linokana nach Schoschong, sowie die ärztliche Praxis füllten die Tage meines Aufenthalts aus. König Khama war so gütig, mir einen Diener aus dem Trosse seiner Leibdiener zu versprechen, einen Mann, der mich bis an den Sambesifstrom begleiten wollte.

11. Ein unerwünschter Besuch der berüchtigten Zulukrieger.

Ich war eben von einem kleinen Ausflug heimgekehrt und damit beschäftigt, meine zuletzt gesammelten naturhistorischen Objekte zu ordnen, da vernahm ich plötzlich zu meiner Linken das Hilfesgeschrei meines Dieners Merico. Als ich, mich rasch am Wagenbrett emporrichtend, mich nach ihm umsaß, bot sich mir ein eigentümlicher Anblick dar, wie ich ihn vorher nie gehabt hatte. Durch das hohe Gras kam

Merico herangerannt und schrie: „Sie töten mich, ich bin tot, sie töten mich.“ Wie ein flüchtiges Bild setzte er über die sich ihm stellenweise entgegenstellenden Zwergbüsche und hatte im Laufe sein aus Gras geflochtenes Hütchen und seine Khamakarosse verloren. Hinter ihm stürmten, die nächsten etwa 150, die entferntesten 500 Schritt dahinter, laut schreiende und ihre Kiris hochschwingende Eingeborene. Endlich kommt Merico zum Wagen herangekeucht; er umfaßt meine Füße und weist flehend, verzweifelten Blickes, auf die ihm folgende Schar; seine ersten Worte, die er zu stammeln vermochte, belehrten mich über die Szene: „Matabele, Herr, Matabele-Zulu wollen mich totschlagen.“

Mir war es unerklärlich, wie sie hierher auf das Gebiet Khamas gekommen waren, und ich dachte schon, daß vielleicht ein Krieg zwischen beiden Nachbarstaaten ausgebrochen sei. Was beabsichtigten diese Männer? War es ein Angriff auf den Wagen und seine Insassen? Sie schienen mir, wie sie so gellend dahergesauft kamen, wahrhaft Wölfe in Menschengestalt zu sein. Von den Waffen Gebrauch zu machen, schien mir ein gefährliches Wagnis und zudem kannte ich ihre eigentlichen Absichten nicht. Ich mußte also des weiteren geduldig harren, aber Merico wartete ihre Ankunft nicht ab, sondern sprang über die Deichsel und setzte seine Flucht nach der entgegengesetzten Seite fort, nur daß er nicht mehr schrie, um sich wahrscheinlich im hohen Grase zu verbergen, wenn er die günstige Gelegenheit dazu ersah. Ich rief ihm zu, beim Wagen zu bleiben, und daß die Löwen in dem über ein Meter hohen Grase gefährlicher als die Zulus seien, doch mein Mahnruf blieb ungehört. In den anstürmenden Matabele sah er seinen sichern Tod und diesem wollte er entinnen.

Endlich waren sie da, die berühmten Zulkrieger. Sie

umringten den Wagen, sie schrien und schwangen ihre Kiris. Das waren nicht die Vertreter eines Stammes, das war ein Gemisch verschiedener Stämme, die, zu Kriegern erzogen, ebenso roh waren wie die zwei eigentlichen Zulus, die sie anführten. Bis auf einen kleinen Lappen von Leder und Wollfransen — einige trugen nur eine Kürbischale oder ein zylindrisches Geflecht — nackt, waren sie beinahe sämtlich mit einem aus schwarzen Straußfedern oder Wildhuhnfedern gearbeiteten ballonförmigen, auf der Stirnhöhe sitzenden Kopfschmucke versehen. Das wild rollende Auge gepaart mit dem Ausdruck von ungewöhnlicher Rohheit in den Gesichtszügen waren beredte Belege, daß sie einem kriegerischen Eingeborenenstamme angehörten, der nur „gebieten“ wollte und konnte. Die meisten Anwesenden waren wohl schon Menschenschlächter gewesen, und zwar nur des Raubes halber. Der eine der beiden schwärzesten in der Schar, die sich als Anführer kenntlich zu machen suchten, schwang sich auf die gestützte Deichsel und gab mir in gebrochenem Holländisch zu verstehen, daß sie die Krieger „La Bengulas“ seien, daß sie gewohnt seien, auf ihren Streifzügen alle Diener der Weißen zu töten, wenn man diese nicht loskaufe, deshalb seien sie gekommen, auch jenen Hund, der zu mir gelaufen sei, totzuschlagen, wenn ich nicht sofort für ihn bezahlen würde. — „Bezahlen will ich nichts,“ entgegnete ich, gute Miene zum bösen Spiele machend, „allein den Matabelekrieger will ich etwas schenken, wenn sie den Wagen verlassen.“ Ich hoffte, auf diese Art nicht nur allen Streitigkeiten und gefährlichen Situationen auszuweichen, sondern auch der allbekannten Stehlsucht der Matabele zuvorzukommen. Obwohl Tj. und Pit unsere Utensilien mit Argusaugen bewachten, konnten sie es nicht verhindern, daß einer der Matabele besonderes Wohlgefallen an einem

neben mir liegenden Messer fand, das er indes, von mir in flagranti ertappt, wieder im Stiche ließ.

Der Zulu rief seinen Genossen, teilte ihm seine Meinung mit und dieser, damit zufrieden, rief mit lautem Gekreisch alle die Anwesenden zusammen, um ihnen meinen Entschluß mitzuteilen. Die Nachricht wurde mit gleich heftigem Geschrei und Grinsen beantwortet. Nun hieß ich alle an der Deichsel antreten. Meine unerwarteten Gäste im Auge behaltend, langte ich in den Wagen und holte einen Becher Schießpulver und ein Stück Blei hervor, womit ich die beiden Anführer beschenkte. „Lapiana“, rief der eine der Führer aus, er zeigte auf mein Sacktuch und ahmte die Bewegung des Zerreißens nach; dabei suchte er mir zu verstehen zu geben, daß solch eine Lapiana als Gurt um den Leib oder als Stirnverzierung, wie der mit Riemen an dem Kopfe befestigte Vogelfeder schmuck, getragen werden solle. Ich begriff seinen Wunsch und brachte zwei Meter Kaliko hervor, die ich in dünne Lappen riß und sie dann den einzelnen reichte; sie wurden auch sofort in der angedeuteten Weise verwendet. Das Geschenk fand bei ihnen so sehr Gefallen, daß sie um weitere zwei Stücke für ihre Führer baten, welchem Ansuchen ich auch willfahrte; dann sprang ich aber vom Wagen und wandte mich zu meinen Gefährten, indem ich den lärmenden Gesellen den Rücken kehrte. Ihren Führern folgend, die langsam den Rückzug eröffneten und die Geschenke in der Luft schwingen, entfernte sich der Trupp; wir alle fühlten uns nun etwas weniger beengt als vor einer Stunde, da wir von dem schweißtriefenden Mexico vernommen, welcher ehrenvoller Besuch uns bevorstand. Manche der Matabele hatten von Th. Tabak für Salz eingetauscht.

12. Nächtlicher Überfall durch einen Löwen.

Nachdem ich am 31. April mehrere Täler überschritten hatte, deren Regenabflüsse nach dem Deikhasflüßchen führten, sowie über bewaldete Sand- und Felsenhügel weg, gelangte ich am Abend in das obere Tal des Panda-ma-Lenka-Flüßchens, das eine Strecke lang nach Norden und später nach Nordwest floß; nachdem es zahlreiche Regenzuflüsse sowie Spruits und ständig fließende Berggewässer aufgenommen hat, mündet es unterhalb der Viktoriafälle in den Sambesi. Ich fand am linken Abhange zum Flusse mehrere Wagen vor, denn die obenerwähnte Stelle bildet, seitdem englische Händler mit den Sambesivölkern in Verkehr zu treten begonnen hatten, deren Rendezvous und auch das der Elefantenjäger.

In der Handelsstation traf ich Herrn Blockley an, in den Wagen Herrn Anderson. Als ich mich darüber wunderte, daß man hier so hohe Umzäunungen um die Wagen errichtet hatte, antwortete man mir: „Ja, aber die Löwen laufen hier auch herum wie die Hunde.“ Der Weg war tatsächlich mit frischen Löwenspuren bedeckt.

Am linken Ufer des Flüßchens, an dem zu einem Wiesental hinabführenden Waldbahngang, einige hundert Schritt oberhalb der Handelsstation, standen im Mai 1875 fünf Wagen und ein zweirädriger Karren. Um die Zeit, als sich das folgende Abenteuer zutrug, waren die Besitzer der Wagen anwesend mit Ausnahme des A. Lotriet, der sich auf die Elefantenjagd begeben hatte. Obgleich man täglich Löwen in unmittelbarer Nähe und auch weiter ab brüllen hörte, hatte sich keines der Raubtiere noch zu einem Angriff auf Menschen und Haustiere erkühnt; dadurch waren die Lagerinsassen in vieler

Hinsicht sorglos geworden, wofür die äußerst primitive Umzäunung des Lagers sprach.

Auch der 15. Mai verlief ruhig, und die ihm folgende Nacht schien den Bewohnern des Tales um so weniger gefahrdrohend zu werden, als der Mond sein silbernes Licht so hell über Berg und Thal ergoß, daß sich die Objekte auch in großer Ferne deutlich abhoben. Trotzdem unterließen es die Matabelediener in dieser Nacht ebenfalls nicht, wie sie es in dunklen Nächten zu tun gewohnt waren, zwei mächtige Feuer zu beiden Seiten ihrer Hütten anzuzünden. Die Weißen hielten nur ihre Vorräte in den Wagen, sie selbst mit Ausnahme V.'s schliefen in den Grasshütten nebenan. In der Lotrietschen Hütte hatten sich die kleineren Kinder bereits zur Ruhe gelegt, nur die Mutter und die älteste Tochter waren noch wach; sie saßen an der niedrigen Türöffnung und blickten durch sie in die mondscheinhelle Nacht hinaus. Da schien es der Frau, als ob sie auf einer der freien Stellen vor der Hütte einen dunklen Gegenstand sich bewegen gesehen hätte. Um besser beobachten zu können, kroch die Beobachterin aus der Hütte und sah noch schärfer nach dem Gegenstand. Auch die Tochter lugte aus dem Innern hervor, doch beide konnten den sich nähernden Gegenstand nicht erkennen, nicht eher, als bis er auf eine größere, grell beschienene Lichtung herausgetreten war und sich nun beiden als ein Löwe erkennbar machte. Mit einem Schrei stürzte die Mutter nach dem Wagen zu und suchte in diesem Zuflucht, während die Tochter eine Matte gegen die Türöffnung der Hütte presste, um sie zu verschließen. In ihrer Angst vergaß die Frau alle Rettungsmaßregeln und unterließ es, die Matabelediener herbeizurufen, die mit Feuerbränden den Löwen verschrecken und das am Wagen angekoppelte Pferd retten konnten. Kaum war die Frau in den Wagen gelangt, so fühlte sie

einen heftigen Ruck am Wagen, dem ein lautes Fauchen und ein zweiter Ruck folgte, mit dem sich, nach dem Hufschlag zu urtheilen, das Pferd von dem Wagen losgerissen zu haben schien. Die Frau spähte nun aus und sah, wie sich das Pferd mit dem Löwen am Rücken weiterzuschleppen suchte. Jetzt schrie die Frau um Hilfe; als jedoch die mutigen Matabele aus ihrer Hütte hervorstürzten und zu den Bränden griffen, war das Pferd schon niedergestürzt; der Löwe hatte es durch wiederholte Bisse in den Nacken getödet. Bei dem Geschrei der Frau hatten auch alle ihre Kinder und Mr. M. Schutz in den Wagen gesucht. Für Mr. V. wäre es eine Kleinigkeit gewesen, von seinem Wagen aus die ihm zur Verfügung stehenden Hinterlader auf das Raubtier abzufeuern; er konnte sich aber zu einer solchen Heldenthat nicht ermannen und überließ es den unbewaffneten Matabele, mit dem Tier fertigzuwerden. Den Mutigen war das Glück hold, und da einige ihrer Wurfgeschosse trafen, jagten sie das Tier in die Flucht.

Man wußte mir nicht zu sagen, warum am folgenden Tag der Kadaver des Pferdes nicht entfernt worden war; er blieb liegen, und am nächsten Abend wiederholte der Löwe seinen Besuch, um sich am Raub gütlich zu tun. Diesmal machte er schon im vorhinein durch anhaltendes Gebrülle die Bewohner der drei Wagen auf seine Ankunft aufmerksam. Jetzt war der vorsichtige Mr. V. der erste, der auf Rettung dachte. In der Ansicht, daß weder die Wagen noch die Grasshütte ihre Insassen vor den Klauen des Löwen schützen können, ließ er sich von seinen Matabelebedienern einen Assagai reichen und sich in den nahen Mapinabaum emporheben, der sich über den Hütten seiner Diener erhob. Die übrigen Weißen suchten Schutz in ihren Wagen, während die Diener den Löwen abermals durch Feuerbrände zu verschrecken suchten.

Diesmal gelang es ihnen aber nicht; das Raubtier blieb, es hatte sich an die brennenden Wurfgeschosse gewöhnt, ja es sprang nach ihnen, und die Schwarzen hatten keine Zeit, die Assagaien aus ihren Hütten zu holen, sondern nahmen eiligst Zuflucht hinter den Wagen ihrer Herren. Ihnen folgend passierte der Löwe den Mapinabaum, auf dem N. thronte und der sich, selig in dem Gedanken, daß der Löwe von seiner Anwesenheit keine Ahnung hatte, auch mäuschenstill verhielt. Nun feuerte Frau Lotriet ein Gewehr ab, das sie sich im Wagen zurechtgestellt und blind geladen hatte, um das Tier zu schrecken und es von allen weiteren Angriffen auf die Hütten und Wagen abzubringen. Knurrend und sich nach seinen Feinden umblickend, zog sich der Angreifer zurück. Das veranlaßte die Matabele, sofort wieder aus ihrem Versteck hervor nach den Feuern zu stürzen und Feuerbrände zu ergreifen.

Der unter lautem Geschrei unternommene Angriff hatte auch Erfolg; einige brennende Wurfgeschosse trafen den Löwen so gut, daß er aufsprang und verschwand. Arnold Lotriet fühlte sich sehr niedergeschlagen, als er von dem Verluste hörte, denn ein Pferd, das bereits die dort herrschende Lungenseuche überstanden, ist in allen tsetsefreien * Gegenden ein kostbares Besitztum.

Am 17. September (1875) hatte ich auch Gelegenheit, vom Panda=ma=Tenka=Tal aus die Viktoriasfälle zu besuchen. Obwohl es eigentlich nicht meine Absicht war, diese aufzusuchen (sie lagen etwa 80 Kilometer rechts ab von meiner Reiselinie), mußte ich mich, durch verschiedene unerwartete Umstände gezwungen, zu ihrem Besuch entschließen. Heute

* Die bekannte giftige Tsetsefliege, deren Stich den Haustieren lebensgefährlich ist.

schätze ich mich glücklich, daß ich bei den Fällen, die sich durch unvergleichliche Schönheit und malerische Reize auszeichnen, drei Tage verweilen und sie kartographisch aufnehmen konnte.

13. Die südafrikanischen Löwenarten.

Unter den südafrikanischen Löwen unterscheide ich drei Arten, den gewöhnlichen vollmähnigen, wie wir ihn in der Berberei treffen, den mähenlosen und den von den Holländern Krachtmanetje genannten, der sich durch ein kurzhaariges liches Fell, hauptsächlich aber durch eine kurze, nie über die Schulter reichende Mähne auszeichnet. Den Bondpootelöwen der Holländer habe ich als selbständige Art aufgegeben, da sich zeigte, daß vollmähnige Löwen in ihrer Jugend ebenso braun und schwärzlich gescheckt sind. Ich habe dies an einem Tier, das ich mir behielt, beobachtet; ebenso wie sich in den ersten zwei Jahren die schwarzen Flecken mehren, verschwinden sie mit dem zunehmenden Alter des Tieres.

Die in Nordafrika lebenden gemeinen, vollmähnigen Löwen sind in Südafrika am seltensten, man findet sie nur hier und da zerstreut vor. Die mähenlosen waren früher häufig am Molapo, jetzt trifft man noch welche im Tale des zentralen Sambesi und des unteren Tschobe. Ich beobachtete, daß ihr Fell auffallend licht gefärbt ist. Die gewöhnlichste Art ist bis zur Schulter bemäht; in manchen Gegenden findet man nur diese; sie ist eine der häufigsten und bewohnt das Tal des Limpopo von der Mündung des Motuany abwärts; diese Tiere sind im Alter von zwei bis vier Jahren besonders verwegen und gefährlich.

Im allgemeinen ist der südafrikanische Löwe ein äußerst fluges und berechnendes Tier, er „denkt“ viel. Den ihm

gegenüberstehenden Feind, auch wenn der Löwe der Angreifer ist, sucht er zu „beurteilen“, und da, wo er ihn überlegen findet, wird ihn selbst eine wiederholte Verwundung nicht zum Angriff verleiten. Er sucht zu imponieren, zu schrecken, um sich seine Beute leichter zu sichern. Einmal geschieht dies durch sein Brüllen, das andere Mal dadurch, daß er mit hochgehobenem Kopf langsam einherschreitet und die Zähne fletscht, ein drittes Mal, indem er in großen Sätzen herangesprungen kommt, oder auch, indem er sich im scharfen Trab nähert und dabei brummt. Da er während der ganzen Zeit, mag er diese oder jene Weise seiner Schreckmethode anwenden, den Gegner stets scharf im Auge behält, entgeht ihm auch dessen leiseste Bewegung nicht; ihm gegenüber volle Bewegungslosigkeit zu beobachten, ist das beste, was man in einem solchen Augenblick tun kann. Während eine Bewegung mit der Hand oder irgendeine andere den Löwen im allgemeinen nicht herausfordert, kann es doch geschehen, daß junge Löwen durch diese Bewegung gereizt werden und zum Angriff übergehen. Der Mensch kann einem solchen Angriff leichter begegnen, da dieser in der Regel weniger vorsichtig und berechnet ist. Wir finden diese Angriffsweise bei Löwinnen, die ihre Jungen bewachen, bei Tieren, die lange gehungert haben, und auch bei solchen, die auf einer Hetzjagd oder von einer größeren Menschenmenge verfolgt werden. Sehr wichtig für den Menschen bleibt es immer, daß er den Löwen zuerst erblickt und beobachten kann; für den Neuling, daß er sich dabei an seinen Anblick gewöhnt, wenn dies auch nur wenige Minuten währt, bevor der Kampf oder die gegenseitige Vorstellung beginnt. Selbst für einen erfahrenen Jäger ist es manchmal unangenehm, wenn sich Mensch und Tier zugleich erblicken; dann wird es oft schwierig, dem Löwen und seiner Taktik erfolgreich zu begegnen, d. h. ihm sofort

und anhaltend zu „imponieren“ zu suchen, wenn der Jäger nicht schon zuvor in der Lage war, dem Löwen eine tödliche Kugel zu senden. Der schlimmste Fall für den Menschen tritt ein, wenn der arme Käfersucher oder der Bewunderer der schönblütigen Liliaceen im Eifer sich in sein Lieblingsstudium vertieft und längere Zeit hindurch von dem Raubtiere beobachtet wird und dieses sich plötzlich zum Sprung anschickt. Es gibt freilich seltene Fälle, in denen Eingeborene, beim Feuer oder bei andern Gelegenheiten von Löwen überrascht, mit heiler Haut davonkommen, aber es ist kein Fall bekannt, in dem ein einzelner Mensch, der vor einem Löwen die Flucht ergriffen hat, nicht von diesem niedergeworfen worden wäre.

Löwen, die an das Aufblitzen und den Knall des Schusses gewöhnt sind, die häufig gejagt wurden und in deren Gebiet nur wenig Wild oder nur solches vorhanden ist, dessen sie nicht habhaft werden können, sind stets mutiger und gefährlicher als jene in wildreichen Gegenden, die selten einen Menschen zu Gesicht bekommen. So sind in Südafrika die Löwen am Maretsane- und Setlagoleflusse berüchtigt, und auch jene im Matabelelande sind verwegene Tiere. Kein Raubtier, mit Ausnahme des Fuchses, benimmt sich so listig wie der Löwe, wenn er sich einer schwer erreichbaren Beute bemächtigen will, und er entwickelt eine um so größere Schlaueit, in je größerer Zahl er seiner Beute nachspürt. Die Tiere versuchen sich in Treibjagden, doch teilen sie sich oft in der Verfolgung, indem ein Teil das Wild, auf das sie ihr Augenmerk gerichtet haben, beschleicht und, nachdem ihm dieses gelungen ist, sich dem Wild zeigt, um dieses nach der entgegengesetzten Seite zu scheuchen; dort liegt der andere Teil im Hinterhalt auf dem Anstand. Die Verfolgungsmethode beobachten sie namentlich bei Tieren, die sich durch

rasche Flucht der ihnen drohenden Gefahr leicht entziehen können, ferner bei solchen, die hoch über das Gras blicken und so den heranschleichenden Räuber bei der Annäherung bemerken können, ferner auch bei solchen, deren Fleisch von ihnen besonders gesucht wird. Zu diesem Wild gehören in erster Reihe Pferde, Zebras, überhaupt Einhufer, und Giraffen.

Kurz nach meiner ersten Ankunft in Panda=ma=Lenka in einem der kleinen Seitentäler, deren ich auf meiner Fahrt nach der Gaschuma-Ebene gedenken werde, wurden zwei Zebras von Löwen getötet. Eine Zebagruppe graste in dem Tal, als mehrere Löwen das Tal heruntergelaufen kamen. Nachdem sie eine Zeitlang den Zebras ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten, verließen zwei ihre Genossen und liefen an dem linken bewaldeten, das Tal begleitenden Höhenabhang entlang nach abwärts. Die übrigen hockten sich an der Stelle nieder, an der sie die Zebras zuerst erblickt hatten; die beiden ersten, die „Antreiber“, überholten das im Tal grasende Wild und schlichen sich, als sie etwa 200 Schritt unterhalb gelangt waren, von der Höhe ins Tal hinab. Dadurch kamen sie aber unter den Wind, und die Zebras wurden auf sie aufmerksam, bevor sie noch nahe gekommen waren. Die Zebras zogen im Schritt talaufwärts, wobei sie sich häufig talabwärts umsahen. Die beiden ihnen folgenden Löwen hoben zeitweilig ihre Köpfe über das Gras; nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatten, fühlten sich die Zebras zur schleunigen Flucht veranlaßt. So liefen die nichts ahnenden Tiere, die die bewaldeten Erhebungen zur Rechten und Linken für gefährlich hielten, über die begraste Talsohle förmlich in den Rachen der Löwen. Hart an den Boden geschmiegt, holten diese zum todbringenden Sprung aus, als die Zebras an ihnen vorbeigaloppierten. Zwei wurden das Opfer der Räuber, d. h.

zwei der Löwen waren ihnen auf den Rücken gesprungen, und während der Rest der Zebras nach rechts und links auseinanderstob und sich erst weiter oben im Tale vereinigte, um die Flucht fortzusetzen, widerhallte das Tal vom Gebrüll der siegreichen Löwen. Als noch die Ebenen zwischen dem Hart-River und Molapo an Straußen reich waren, verloren die dort jagenden Jäger so manches ihrer zahlreichen Pferde, ohne daß sie die Räuber je züchtigen konnten. Trotzdem die Pferde in der Nähe der Wagen gehalten wurden, wußten die Löwen in der Regel ihren Angriff zu einer Zeit zu unternehmen, in der tiefe Stille und Ruhe herrschte. Während mehrere Löwen sich im Umkreis von 3 bis 5 Kilometer ins Gras niederduckten, machte sich einer daran, seinen Genossen die Pferde zuzujagen; nur selten wurde er bei dieser Gelegenheit von den Hunden am Wagen aus gewittert und mußte seine Kühnheit mit dem Leben büßen; in der Regel kam er unbehelligt mit seiner Beute davon. Das Tier schlich sich, wie ein Reptil flach auf der Erde dahinkriechend, bis in die unmittelbare Nähe des Wagens, zwischen eines der Pferde und den Wagen, oder zwischen zwei Pferde, um auf diese Weise das eine Pferd durch sein Erscheinen aufzuschrecken. Das erschreckte Pferd zog sich in den meisten Fällen nach der dem Löwen entgegengesetzten Seite zurück; dies war gerade die Richtung, in der die Raubgenossen auf dem Anstand lagen. Diese Art des Angriffs ist dort die gewöhnlichere, wo das Gelände eine mit zwei bis drei Fuß hohem Gras bedeckte Ebene ist.

14. Flußpferdjagd auf dem Sambesi.

Am 18. August unternahm ich nach Sonnenaufgang meine erste Bootfahrt auf dem Sambesi in einem gebrechlichen, kaum 45 bis 50 Zentimeter breiten, aus einem Baumstamm ausgehöhlten Kahn.

Wir fuhren stets nahe am Ufer, um den tagsüber sich in der Strommitte aufhaltenden und nur zeitweilig an der Oberfläche auftauchenden Nilpferden auszuweichen. Hatten wir an manchen Stellen der Strömung halber den Fluß zu kreuzen, so wurde dies von den Bootsleuten so schnell wie möglich ausgeführt. Als wir das linke Ufer mit dem rechten vertauschten und stromaufwärts dahinglitten, fiel es mir auf, daß die Leute plötzlich innehielten und der mir zunächststehende Ruderer mir das Wort „Rubi“ zuflüsterte. Über die Bedeutung dieses Wortes blieb ich nicht lange im Zweifel, denn mein freundlicher Nachbar wies auf eine 200 Schritt entfernte Stelle im Strome vor uns, an der ein dunkler kurzer Klotz auftauchte, dem ein niedriger doppelter Wasserstrahl entstieg; bald darauf erschien ein zweiter. Es waren die Köpfe von Flußpferden. Sobald die dunkle Masse unter dem Wasser verschwand, wurde äußerst leise und langsam vorwärts gerudert, und als wir mit der Stelle, wo die Tiere zuerst erschienen, in eine Linie gekommen waren, wurde wieder stillgehalten. Blockley und ich hielten unsere Gewehre schußbereit; zuerst erschienen die Köpfe zweier junger Tiere, dann der große Kopf des männlichen Tieres, dem der Kopf eines Weibchens unmittelbar folgte. Von acht auf die beiden letzteren abgefeuerten Schüssen trafen zwei den Alten hinter das Ohr. Die Bootsleute behaupteten, das Tier sei tödlich getroffen; es mußte auch der Fall gewesen sein, denn obgleich

wir noch eine Stunde lang auf derselben Stelle blieben, tauchten immer wieder nur drei Köpfe, nicht aber jener des Alten auf. Die Eingeborenen waren mit unserm Aufenthalt nicht einverstanden, denn wenn sie nicht mit den Kleinsten ihrer Kähne und mit eigens dazu verfertigten Speeren ausgerüstet sind, trachten sie aus der Nähe dieser Tiere so schnell wie möglich zu kommen.

Unter den größeren Säugetieren Südafrikas halte ich das Flußpferd dem unbewaffneten Menschen gegenüber für das gefährlichste. In der freien Natur kennt und duldet das Tier nur jene Objekte in seiner Nähe, die es stets um sich sieht. Jeden ihm fremd erscheinenden Gegenstand behandelt es als einen seine Ruhe störenden Feind. Trifft es bei seinem Ausgang oder Heimweg zum Flusse (in Schilfrohrgrotten) ein solches Objekt, mag es ein Nashorn, ein Pferd, ein Stachelschwein oder eine Kiste, ein angestrichener Holzblock, eine quer übergehängte Wolldecke oder auch ein menschliches Wesen sein, so stürzt es sofort darauflos, um sich den Weg freizumachen. Wird der betreffende Gegenstand rasch entfernt oder zieht sich das lebende Wesen in die Büsche zurück, so geht das Flußpferd seines Weges ruhig weiter; es hat den Gegenstand, der seinen Stumpfsinn für einen Moment aufgeregt hat, vergessen. Vor ihm findet der unbewaffnete Mensch keinen Pardon, während dieser doch oft aus einer Begegnung mit dem Löwen und in der Mehrzahl der Fälle aus einer solchen mit dem Leoparden und Büffel (wenn er diese Tiere nicht reizt) unbehelligt hervorgeht.

Wird von mehreren an derselben Stelle im Flusse auftauchenden Flußpferden eines verwundet, so kommen die übrigen seltener an die Oberfläche des Wassers, und war die Wunde tödlich, dann erscheint das leblose Tier eine Stunde nach seinem Tode an der Oberfläche und treibt mit den Wellen



König Sepopo beim Mahl.



König Sepopo.



Leibsklavin Sepopos, eine Maschupia.

abwärts. In diesem Fall verstehen es die Völker des Marutse-
reiches, sich auf leichte Weise des Kadavers zu bemächtigen.
Ein an einer Grasschnur befestigter Stein wird über den
Kadaver geworfen, und indem man das freie Ende der
Schnur in der Hand festhält, vermag man mit einem leisen
Zuge der Hand den Kolosß gegen das Ufer zu ziehen. Die
Bewohner des Marutsereiches betreiben die Jagd auf das
Flußpferd eifrig, vor allem die am Sambesi-Ufer wohnenden,
Marutse, Masupia, Batoka und Mamboe, namentlich die
letzteren, die ob ihrer Geschicklichkeit im Jagen dieses Dick-
häuters von den Marutsekönigen aus ihren am oberen Sam-
besi befindlichen Wohnsitzen geholt und längs des Flusses
in kleinen Dörfern angesiedelt worden waren, um den könig-
lichen Hof und die am Flusse wohnenden Häuptlinge mit
frischen und getrockneten Fischen und Nilpferdfleisch zu ver-
sorgen.

Diese Stämme nennen die kleinsten ihrer Kähne, die
kaum einen Menschen tragen und äußerst schwierig zu regieren
sind, jedoch blitzschnelle Bewegungen zulassen, Mokorotchi
Kubu (Flußpferdkanu). Zur Jagd bedienen sie sich noch be-
sonders großer, mit einem einfachen Widerhaken versehener,
langgestielter Assagaie, die jedoch, da der Stiel aus weichem
Holz gearbeitet ist, nicht schwerer sind als die gewöhnlichen
kleinen Wurfspeere. Als ich später nach Schesheke kam,
berichtete man mir einen höchst traurigen Fall, der sich im
Jahr 1874 auf einer Sandbank in der Nähe dieser Stadt
abgespielt hatte. Ein den Fluß herabfahrender Masupia
bemerkte an der Sandbank ein schlafendes Flußpferd und
es schien ihm leicht, es zu erlegen. So geräuschlos wie möglich
heranruderd, kam er in die unmittelbare Nähe des Tieres.
Er stieg aus dem Boote, näherte sich dem Tiere und stieß
ihm den Speer hinter der Schulter ein. Doch das Eisen

erzeugte nur eine unbedeutende Wunde, da es an einer Rippe abglitt. Bei dem Stoße erhob sich das Tier und wandte sich so rasch, daß der Mann nicht beiseite und aus dem Gesichtskreise des Flußpferdes springen konnte. Da er sich sofort von dem Tiere angegriffen sah, warf er sich flach auf die Erde, um sich seinem Gegner unsichtbar zu machen. Er mußte aber diese Bewegung nicht behend genug ausgeführt haben, um selbst das stumpfsinnige Geschöpf zu täuschen, denn das Tier warf sich auf ihn und wollte ihn zertreten. Als er sich wehrend den rechten Arm ausstreckte, fühlte er ihn schon zwischen den scharfen Hauern des Feindes; er wurde bis auf einen Hautlappen durchbissen. Der unwillkürliche Versuch, auch die linke Hand zur Abwehr auszustrecken, hatte eine völlige Amputation zur Folge. Vorüberfahrende Fischer fanden den Verstümmelten im Sterben.

Ich habe wiederholt Flußpferdfleisch gegessen, doch konnte ich ihm keinen besonderen Geschmack abgewinnen. Als Leckerbissen wird die gelatinöse dicke Haut in gebratenem Zustand angesehen. Roh zugeschnitten, gibt die Haut gute Griffe für Messer und kleinere Werkzeuge, da sie getrocknet zusammenschrumpft und den Eisenteil festhält.

Wird von den Masupia oder Marutse flussaufwärts oder abwärts in einer Entfernung von bis zu 75 Kilometer von Schescheke ein Flußpferd erlegt, so wird fast jedesmal die Hälfte nach Schescheke für den König gebracht; dabei gilt der Brustkorb als das Hauptstück. In der Regel verläßt das Flußpferd das Wasser am Abend und geht auf die Weide, dabei ist es oft wählerisch und streift zuweilen fünfzehn Kilometer weit grasend stromaufwärts, um bei Tagesgrauen den Heimweg nach dem Flusse anzutreten. Zuweilen wurden die Flußpferde über fünfzehn Kilometer vom Strome entfernt im Wald, meist schlafend, ange-

troffen. Weniger beschwerlich ist die Jagd auf diese Tiere im östlichen und südlichen Matabeleland sowie im Maschona-land, wo sie im Süden vom Limpopo, im Norden vom Sambesi die Zuflüsse aufwärts verfolgen. Matabelehändler berichteten mir als Augenzeugen Fälle, in denen Maschonas mit breitschneidigen Dolchen die Flußpferde im Wasser angriffen und überwältigten.

In früheren Jahren waren die Flußpferde über ganz Südafrika verbreitet; die an den Felshöhlen entdeckten Gra- vierungen der Buschmänner beweisen, daß die Tiere einst nicht nur die Flüsse, sondern auch die salzhaltigen Regen- pfannen bevölkerten.

Man findet sie noch in den Flüssen Natal und in der Kapkolonie und man berichtete mir, daß sie noch am Unter- laufe der Flüsse in Caffraria angetroffen wurden. Im zen- tralen Südafrika stößt man von Süden her zuerst im Limpopo auf sie. Obgleich der Sambesi von Krokodilen wimmelt und diese die Hauptsache waren, warum die Boots- leute so sehr die Flußpferde mieden, sahen wir kein einziges.

15. Audienz bei Sepopo, dem Herrscher vom Sambesi.

Als wir uns der Residenz Schesheke näherten, riet Block- ley, unsere Ankunft mit Rumela anzuzeigen. Kaum waren die Salutschüsse verhallt, da erschienen Menschen- gruppen unter den Bäumen, und einige zwanzig Schüsse folgten sofort als Gegengruß; sie bewiesen, daß sich der König unter der Menge befand und selbst die Anlage der neuen Stadt leitete. Unter dem Geschrei der Menge, das uns entgegenscholl und das die Bootsleute aneiferte, hatten

wir eine Viertelstunde später das Ufer an den Bäumen erreicht; an einer Stelle, wo einige Rähne ans Land gezogen waren, legten wir an. Zur Audienz bei dem Beherrscher des zentralen Sambesi hatten wir in Gala zu erscheinen; meine Bestürzung war daher keine geringe, als mir zum vollständigen Anzug der Hut fehlte. Blockley ließ mir kaum Zeit, mein Gepäck zu durchsuchen, denn schon ertönten von den Bäumen her die Klänge der Myrimba.

Mein Kommen war dem König schon seit mehreren Monaten bekannt; er hatte sich wiederholt bei Westbech und Blockley nach mir erkundigt und gefragt, wann der Njaka (Arzt) komme, der wie Monari (Livingstone) in seinem Reiche reisen wolle. Deshalb sollte sich auch mein Empfang feierlicher gestalten, als er seit Livingstone den fünfzehn Blafßgesichtern bereitet worden war, die vor mir das königliche Antlitz Sepopos geschaut hatten. Ein Haufen nur mit ledernen und Kattunschürzen begleiteter Eingeborne meldete uns des Königs Anwesenheit. Morena Sepopo war uns tatsächlich sehr nahe, denn nach kaum 200 Schritt stand ich dem König gegenüber. In europäischer Kleidung, ein englisches, mit einer weißen Straußfeder geschmücktes Hütchen auf dem Kopf, kam er, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, leichten Schrittes mir entgegen. Sein Gesicht war breit, sein Ausdruck angenehm, die Augen groß, und ihre anscheinende Gutmütigkeit verriet keineswegs den Tyrannen, der in ihm verkörpert war. Lächelnd streckte er mir seine Hand entgegen; er begrüßte auch Blockley und würdigte sogar den Diener April mit Kopfnicken. Der König war von einigen seiner hervorragendsten Würdenträger umgeben, von denen nur einer eine Hose anhatte, zwei andere Wolldecken über dem Rücken geschnallt trugen; die übrigen unterschieden sich nur durch zahlreiche Armbänder von dem Haufen

ringsum. Das Auffälligste des Zuges war die Musikkapelle des Königs. Neben dem König schritten zwei Mirimbaschläger, d. h. zwei Musiker, die an einem Riemen ein Kalebassepiano trugen und es mit zwei Schlegeln bearbeiteten. Neben diesen Männern, die die haarsträubendsten Melodien erzeugten, schritten Tamboure, die riesige röhrenförmige Trommeln mit den Fingern schlugen und dazu sangen. Dann erst folgte der Troß. Der König führte uns unter einen der hohen Mimosenbäume. Hier kam ein europäisch gekleideter Mann hinzu; es war ein Betschuana, der seit drei Jahren an Sepopos Hofe als Dolmetscher lebte.

Jan Mahura hieß das pfiffige, korpulente Individuum, das auch sofort sein Amt übernahm. Durch Jan Mahura stellte sich mir der Herrscher vor mit den Worten: „Kia Sepopo, morena a Sambesi (ich, Sepopo, der Herrscher vom Sambesi)“ vor. Dann setzte er sich auf ein Holzstühlchen, das ihm ein Diener nachtrug, und lud uns mit einer Handbewegung ein, uns auf die Erde niederzulassen. Als der König mein Zaudern bemerkte, seinem Winke Folge zu leisten, ließ er zwei ringförmige Grasbündel herbeiholen und sie uns als Sitze anweisen. Nun half kein Zögern, und wohl oder übel mußte ich mich bequemen, mich in meinem schwarzen Galaanzug zu setzen.

Ein Herold mit einer großen Holzschüssel verkündete sein Amt; kaum hatte er uns begrüßt, als sich ein Duft von Bratfischen verbreitete. Der Mann stellte die Schüssel auf den freien Raum zwischen den König und uns. Der Herrscher griff sofort zu und reichte den Häuptlingen Hapella und Maschoku je einen Fisch; erst, nachdem diese den halben Fisch verzehrt hatten und er sicher sein durfte, daß die Speise nicht vergiftet war, bot er mir und Blockley je einen Fisch und bediente sich selbst. Unsere Finger mußten Messer

und Gabel ersetzen, wobei uns der Herrscher eines über 13 000 Quadratkilometer großen Reiches mit gutem Beispiel und nicht geringer Fertigkeit voranging. Trotz unseres sehr fühlbaren Hungers — wir hatten seit früh nichts zu uns genommen — durften wir, um keinen Verstoß gegen die Landesfitti zu begehen, nur den halben Fisch verspeisen und mußten den Rest dem nächstsitzen Häuptling reichen; dieser aß nur einige Bissen und gab den Rest seinem Nachbar. So wurde mit zehn Fischen die ganze Versammlung gespeist, und selbst die Leibeigenen durften sich an den Köpfen der Fische delectieren.

Die Bewohner des Marutsreiches verstehen es vortrefflich, Fische zuzubereiten; diese werden theils im eigenen Fett geschmort, theils an der Sonne getrocknet und dann auf Kohlen gebraten.

Nach beendetem Mahl brachten mehrere Diener mit Wasser gefüllte Holzschüsseln, mit deren Inhalt sich die nächste Umgebung die Lippen nezen mußte. Das Wunderlichste war das zweite Reinigungsmittel, um sich von den Fettresten des Mahls zu befreien. Einer der Diener brachte auf einer kleinen Holzschale etwa zwanzig walnußgroße, schmutziggrüne Kugeln. Der König und sein Hofstaat nahmen je eine — auch uns schob man die Schüssel zu —, bestrichen und rieben sich die Hände damit ein und wuschen sie dann. Wir Weißen griffen zu den Taschentüchern, um die Hände zu trocknen, während Sepopo ein Libeko, d. h. seinen Nasenlöffel, nahm und sich damit die Feuchtigkeit von den Fingern abschabte, bis sie trocken waren; dasselbe taten die Häuptlinge und die ihnen zunächst Sitzenden; doch gab es in den hintersten Reihen einige, die sich einfach die Hände an dem reinen Kiefelsand trocken rieben.

16. Das Marutse-Mambunda-Reich und seine Bewohner.

Die Grenzen dieses südafrikanischen Reiches sind ungefähr folgende:

Die Südgrenze läuft von etwa 17 Grad 50 Minuten südlicher Breite und 23 Grad östlicher Länge von Greenwich in südöstlicher Richtung gegen den unteren Tschobe, den sie etwa 80 Kilometer oberhalb seiner Mündung in den Sambesi trifft, von da den Sambesi abwärts bis ungefähr 580 Kilometer unterhalb der Vereinigung beider Ströme.

Die Westgrenze beginnt an dem obengenannten Punkt (17 Grad 50 Minuten südlicher Breite, 23 Grad östlicher Länge) und verläuft 730 Kilometer nach Norden, welche Linie die westliche Grenze der beiden Provinzen des Mambolandes und der Barotse (Marutseland) bildet; ich schätze, daß sie 240 Kilometer von dem Sambesilaufe nach Westen entfernt ist.

Die Nordostgrenze wurde mir von Sepopo sowohl als seinen Untertanen nach Norden hin als zwanzig Tagereisen vom Haupt- (Ost-) Lauf des Sambesi entfernt angegeben; diese Entfernung kann den Tagemärschen der dortigen Eingeborenen entsprechend mit 640 Kilometer angenommen werden; im Osten reicht sie in der mittleren Höhe von Schescheke fünfzehn Tagereisen, das ist etwa 480 Kilometer, weit. Schescheke liegt am linken Sambesi-Ufer, 90 Kilometer unter der Vereinigung des Tschobe mit dem Sambesi.

Das vereinigte Marutse-Mambunda-Reich wird von mehr als achtzig Stämmen bewohnt. Zu diesen gehören, wenn wir die Einwohnerzahl und einigermaßen die politische Stellung berücksichtigen, als die wichtigsten die folgenden: Marutse

(Land = Barotse, Sprache = Serotse), Mambunda, Maschupia, Matonga, Makalaka, Mankoe, Mamboe, Manansa.

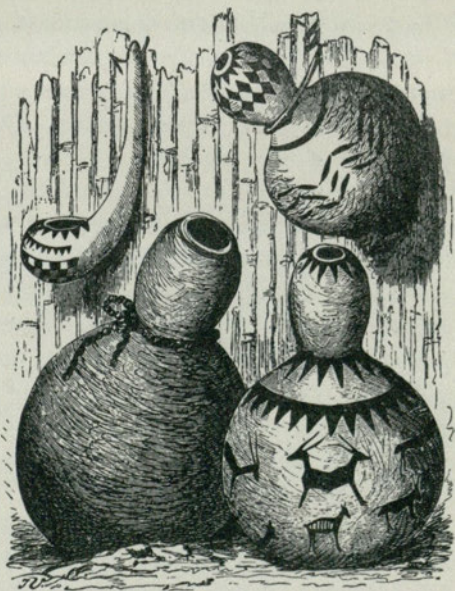
Das Marutse-Mambunda-Reich wird von Marutse-Königen beherrscht, die den größten Teil desselben mit der Besiegung der Makololo erwarben. Die Makololo, ein Basutostamm, wurden bis auf einige Männer und eine Anzahl von Frauen und Kindern ausgerottet, nachdem sie längere Zeit hindurch eine despotische Herrschaft über die Stämme am Tschobe und zentralen Sambesi ausgeübt hatten.

Zur Zeit meines Besuches in den Gebieten im Norden des Sambesi wurde das Marutse-Mambunda-Reich von dem uns bekannten Sepopo beherrscht, der jedoch wegen seiner entsetzlichen Grausamkeit nach meiner Abreise von seinen Untertanen vertrieben und auf der Flucht getötet wurde. Zur Nachfolge gelangte sein junger Nefte Wana-Wena.

Die im Reiche allgemein verbreitete religiöse Auffassung hat ihren Ursprung im Mutterlande des herrschenden Stammes der Barotse genommen. Man glaubt an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, das genau das Tun eines jeden beobachtet und mit jedem Menschen nach Belieben verfährt. Sie glauben außerdem an unsichtbare gute und böse Geister und suchen diese von ihren Gehöften durch auf Pfählen aufgehängte Beschwörungsmittel zu bannen oder sie bei etwaigem Besuch dadurch zu besänftigen. Die Abwehr- und Besänftigungsmittel sind: Tier- und Menschenknochen (letztere sind sehr selten), Flußpferdzähne, besondere Holzstücke, Baumrinden, Kalebassen usw., die in sackförmigen Flechtkörbchen aus Bast, Gras oder Baumblättern an etwa $1\frac{1}{4}$ Meter hohen Pfählen aufgehängt werden. Die meisten Stämme glauben an ein Fortleben nach dem Tode.

Die Bewohner des Reiches sind keine Langschläfer; sie gehen schon etwa eineinhalb Stunden vor Sonnenaufgang

an die Arbeit und legen sich spät zur Ruhe. Die Bergnügungen beginnen mit der Tagesneige, und zwar um so später, je niedriger die Teilnehmer stehen. Man schläft zumeist auf Karossen*, Fellen, Stroh- oder Grasmatten. Das Königslager



Schöpflöffel und Kalebassen-Korngefäße bei den Mambunda.

bestand aus fünfundvierzig großen, prächtigen, aufeinandergelegten Karossen, und jede Nacht hatten drei bis vier

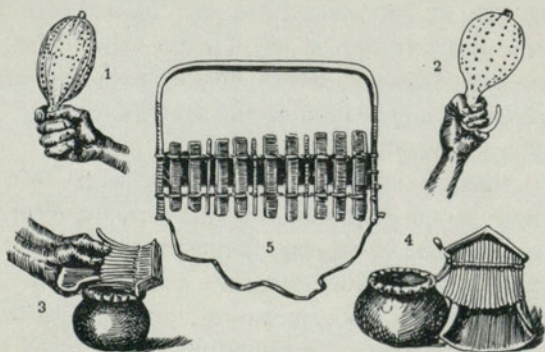
* Karossen, riesige, bis auf die Knöchel reichende, kreisförmige, nach vorn geschlichte, mit einer Rundöffnung für den Kopf versehene Mäntel, die mit einem Riemen oder einer Holz- oder Metallspange um den Hals festgehalten werden. Sie sind meist aus den Fellen der Marutse-Rinder, der grauen Kaze, der Ginsterkaze und der Otter gearbeitet. J.

Königinnen, von denen jede an einem Bettrande Platz nahm, den Auftrag, des Königs Schlummer zu bewachen.

Die Kinder werden den Frauen zur Erziehung überlassen, die Knaben entziehen sich jedoch schon sehr früh der Aufsicht der Mutter und schließen sich mehr dem Vater an. Die Eltern sind meist sehr von ihren Kindern eingenommen, so daß ich schon zwölfjährige Knaben ihren Vater beherrschen sah. Die Knaben werden schon früh im Waffengebrauch unterrichtet und bauen sich frühzeitig ihre eigenen Hütten. Die Mädchen werden tüchtig zur Arbeit angehalten, während der Vater für den Unterhalt der Familie in dem aufwachsenden Mädchen eine Helferin zu sehen gewohnt ist. Mädchen bis zum zehnten oder zwölften Jahre werden meist mit Wassertragen und in der Haushaltung beschäftigt.

Die Heiraten werden mit lauten, zu einem gewissen Grad orgienhaft erscheinenden Festlichkeiten gefeiert, bei denen, wie bei den Beerdigungen, der reichliche Genuß von Kaffernkornbier und ein besonderer Tanz die hervorragendsten Momente bilden. Die Ehen werden in der Regel unmittelbar, nachdem die Mädchen die Reife erlangt haben, geschlossen, wenn die Kinder nicht schon im zartesten Kindesalter einander verlobt wurden. Oft geschieht es, daß ein angesehenener Mann die erwachsene Tochter seines Freundes zur Frau begehrt und sein Wunsch vom Vater gebilligt und von der Tochter angenommen wird. Der neue Schwiegersohn, der gewöhnlich schon mehrere Frauen und Kinder besitzt, verspricht, d. h. verlobt dann eines seiner kleinen Mädchen dem Schwiegervater, was zu dem im Marutse-Mambunda-Reiche oft bestehenden Verhältnis führt, daß der Schwiegersohn zum Schwiegervater wird. Hat ein Mädchen die Reife erreicht, so werden ihre Gespielinnen sofort davon benachrichtigt; diese suchen sie dann acht Tage lang täglich, spät am Abend

auf und führen bis tief in die Nacht in ihrem Höfchen unter Kastagnetten- und Gesangsbegleitung einen Tanz auf, nachdem zuvor eines der Mädchen bei einbrechender Dunkelheit die Genossinnen durch lautes Jodeln zum Besuch aufgefordert hatte. Hat die Tochter eines Königs oder seiner nahen Verwandten die Reife erlangt und ist sie verlobt, so wird sie von ihren nächsten Verwandten in ein nahes Wald- oder Schilfdickicht geführt, wo sie eine Woche lang, nur von einer Sklavin



Musikinstrumente der Stämme am zentralen Sambesi.

1. und 2. Mit Körnern gefüllte Lärmkalabassen der südlichen Matoka. 3. und 4. Mirlimba der Marutse. 5. Kalabassepiano der Marutse.

bedient, ein abgeschiedenes Leben führen muß. Sie wird jedoch täglich gegen Abend von ihren Freundinnen aufgesucht; ihr Kopf wird mit Parfüm eingerieben, und sie wird mit Ermahnungen und Zureden für den ehelichen Stand vorbereitet, um nach Ablauf der genannten Frist ihrem Gemahl übergeben zu werden. Die Hochzeiten werden mit Tänzen gefeiert, an denen sich jedoch nur die Männer beteiligen. Solch ein Tanz dauert in der Regel, selbst bei Leibeigenen, zwei bis drei Tage und Nächte.

Die Beerdigung im Marutsereiche bildet zu der bei den Völkern südlich des Sambesi üblichen einen schroffen Gegensatz. Während die Stämme des Marutse=Mambunda=Reiches ihre Toten unter Singen und Schreien, Musikbegleitung und Schießen beerdigen, tun es ihre südlichen Nachbarn meist im Dunkel der Nacht, ganz nahe an ihren Gehöften zwischen diesen oder unter den Hecken, damit die Beerdigungsstelle womöglich verborgen bleibe. Die meisten Völker des Marutse=Mambunda=Reiches suchen die Beerdigungsstellen zu kennzeichnen. Es ist dort auch Sitte, die Jagdtrophäen aufzubewahren. Diese bestehen in auf Pfählen aufgesteckten Kopfskeletten der Gazellen, Zebras und anderen, während die Köpfe der großen Raubtiere, ähnlich dem Gebrauch im Matabelelande, in Löwenfellen an den König abgeliefert werden müssen, entweder an den jeweiligen Statthalter oder, falls der König in der Nähe ist, an diesen. Diese Kopfskelette werden auf dem Grabe des Jägers niedergelegt und oft Bäumchen in ovaler Anordnung um dasselbe gepflanzt oder wenigstens trockene Äste herumgelegt, um das Betreten der Stelle durch Tiere und die Entweihung des Grabes hintanzuhalten. Daß die meisten Stämme des Marutsereiches ihrem Bestattungswesen mehr Zeremonien widmen, beruht wohl in den Ideen, die sie über die menschliche Vergänglichkeit haben, und darin, daß sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Die vollkommenste Form der Grabdenkzeichen findet man im Mutterlande des herrschenden Stammes, bei den Barotse, wo jedem der angesehenen verstorbenen Mitglieder der königlichen Familie ein Mausoleum errichtet wurde.

17. Eine unglückliche Bootfahrt.

Am 1. Dezember 1875 verließen wir gegen Mittag Schescheke und kamen ziemlich rasch auf dem Sambesi vorwärts. Ich fand während der Fahrt so zahlreiche Inseln und Buchten, daß ich bedauerte, in Folge der nahenden Fieberzeit rasch reisen zu müssen und nicht die nötige Zeit zur Verfügung zu haben, um das Bett des Sambesi in seiner ganzen Breite mit seinen Inseln, Lagunen usw. in allen Einzelheiten kartographisch aufnehmen zu können.

Schon östlich von Schescheke, etwa halben Weges zwischen den Makumba-Stromschnellen und der Mündung des Kaschtejassflusses, auf welcher Strecke das Land sich allmählich nach Westen hob, vermißte ich die Saro- und Fächerpalme, sowie die Papyrusstaude. Westlich von Sechosi ist das Gefäll des Stromes bedeutend; es beginnen hier auch die Süd-Barotse-Stromschnellen und die Katarakte des mittleren Sambesi. Sie werden zunächst durch Felsbänke gebildet, die quer in einer geraden oder schrägen Richtung über den Fluß ziehen und gleichsam Verbindungsarme zwischen den beiden, den Sambesi begleitenden Höhenketten darstellen.

Auf einer Strecke von 22 Kilometer zählte ich einen Katarakt und 44 Stromschnellen; diese waren in der Weise gebildet, daß sich das aus einer einzigen Felsplatte bestehende Flußbett allmählich neigte oder daß es sich plötzlich stufenförmig senkte. Stellenweise waren es wieder Felsenblöcke, die zum Teil unter dem normalen Wasserstand lagen oder auch über ihn hervorragten und die Stromschnellen bildeten. Die bedeutendste Stromschnelle, die wir am 5. Dezember zu passieren hatten, wurde von den Eingeborenen Mutschila Aumsinga genannt; es ist die gefährlichste auf der Strecke

Scheseke—Nambwe-Katarakt; leider ließ sie auch mir ihre Gefährlichkeit fühlen. Mein Fieber hatte sich an diesem Tag verschlimmert; ich achtete aber wenig darauf, daß mir sogar das Sitzen im Kahn beschwerlich wurde, indem es mit Gliederschmerzen verbunden war, und ich ließ mich in meinen kartographischen Arbeiten nicht stören.

Die Mutschila-Mumsinga-Stromschnelle wird durch eine ziemlich bedeutende Neigung des felsigen Bettes, sowie zahlreiche unter dem Wasser liegende Felsblöcke gebildet. Die dem Schiffer drohende Gefahr rührt aber von einem andern Umstand her. Die Stromschnelle liegt zwischen einer bewaldeten Insel und dem linken Ufer und ist nur etwa fünfzig Meter breit; sie weist zwei Seitenströmungen auf, die durch einige an ihrem Beginn liegende Inseln bedingt sind; diese erschöpfen die Kraft des Schiffers, um so mehr, als das Wasser an keiner Stelle so seicht ist, daß die Bootsleute den Kahn über die Schwelle ziehen können. In meinem Fall war ein zweiter Uebelstand, daß die Rähne schwer beladen, aber nicht hinreichend bemannt waren. Meine Gewehre wie meine Tagebücher, Glasperlen, Patronen und die für die Häuptlinge und Könige bestimmten Geschenke befanden sich in meinem Boot, das an diesem Tag das dritte in der Reihenfolge war. Das zweite war jenes mit meinem Schießpulver, meinen Medikamenten, meinen Lebensmitteln und den in Scheseke gesammelten Insekten und Pflanzen (die übrigen Gegenstände hatte ich Westbeeck zur Weiterbeförderung nach Panda-Tenka übergeben). Da ich sah, daß die Bemannung dieses Bootes nur mit großer Schwierigkeit der Strömung Widerstand leisten konnte, rief ich den Leuten zu, die vom Ufer überhängenden Bäume und Büsche zu ergreifen, um das Boot mindestens in seiner Stellung zu halten. Meine Zurufe wurden aber vom Brausen der Strömung übertönt.

Die Ruder glitten von der Felsplatte wie von einer Spiegelfläche ab, die allen wohlbekannte Gefahr verwirrte die Bootsleute; statt ihre Muskeln anzuspannen, setzten sie regellos ihre Ruder ein, und damit war das Los des Bootes entschieden. Doch nein! So bitter und unversöhnlich kann das Geschick nicht walten! Meine Medikamente, die Nahrungsmittel, die Mühen so vieler Tage, sollten vom Wasser verschlungen werden und mir verlorengehen? Eben jetzt, da ich, an Fieber erkrankt, ihrer bedürftiger als je gewesen, jetzt, da die Hoffnung und Möglichkeit, das Verlorene wiederzuerlangen, ganz fern gerückt war?

Meine Bootsleute wurden durch die verzweifelte Lage ihrer Boote verwirrt, und die Strömung begann auch mit unserm Boot ihr Spiel. Doch wir waren dem Ufer nahe, und rasch genug konnten die überhängenden Äste ergriffen und das Boot gegen die Insel herangezogen werden. Das erste Boot aber hatte der Wucht der Strömung nachgegeben; bald war es aus seiner zur Stromlinie parallelen Stellung gebracht und bot der Gewalt des Wassers seine Breitseite. „Helft doch!“ schrie ich verzweifelt den Leuten in meinem Boot zu. Ich war gerade im Begriff, ins Wasser zu springen; jetzt war alles andere vergessen, selbst das heftige Fieber, unter dessen Einwirkung ich seit den letzten zwei Stunden so heftig schwitzte, daß die Kleider am Körper klebten; aber meine Bootsleute hielten mich mit Gewalt zurück. Von der Strömung erfaßt, auf der einen Seite niedergepreßt, neigte sich das Boot. Seine Lenker, denen bei dem verzweifeltsten Versuch, die Gewalt der Strömung zu überwinden, die Ruder gebrochen waren, verloren das Gleichgewicht, und sofort schlug die erste Welle in das Boot, bald folgte eine zweite, eine dritte Welle, und jetzt — ich traute meinen Augen nicht — schlug es um. Nach mehrfachen Anstrengungen,

wobei meine und die folgenden Bootsleute treulich mithalfen, gelang es, das Boot wieder flottzumachen und einige Gegenstände zu retten.

Alle kühnen Hoffnungen, alle Pläne und Wünsche, der Traum der Reise zum Atlantischen Ozean — alles war hier versunken. Mitleidlos zerstörte das Geschick in wenigen Augenblicken die siebenjährigen Vorbereitungen zur Ausführung meiner Aufgabe. Angesichts dieses Unfalls, der alle früheren Enttäuschungen vielfach überbot, mußte ich, vom Fieber niedergeworfen, auf die Fortsetzung der Reise, der alle meine Anstrengungen galten, verzichten. Um das Maß der bitteren Erfahrungen vollzumachen, sah ich auch die Früchte monatelanger Arbeit und emsigen Sammelns vernichtet — ich konnte kaum einen nennenswerten Bruchteil retten.

18. Neue Pläne und Vorbereitungen.

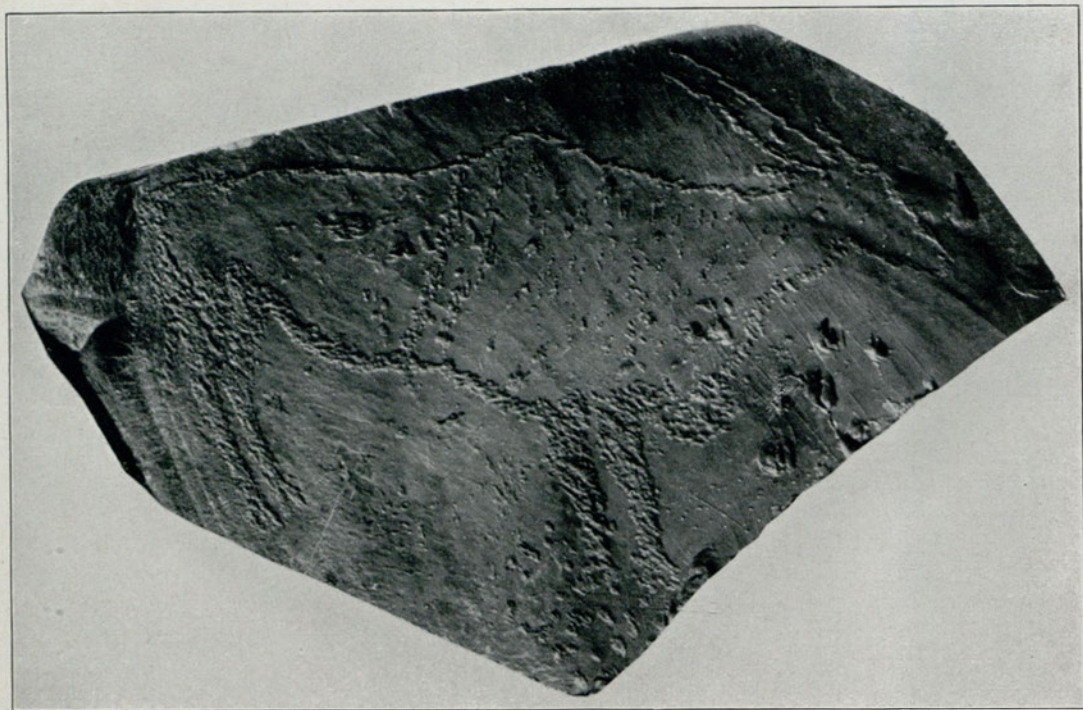
Feind wäre ich jedem geworden, der mich noch am 4. Dezember 1875 auf die Vergänglichkeit meiner Fahrzeuge aufmerksam gemacht hätte. Wie soll ich dieses Dezembertages vergessen?

Als ich das Boot untergehen sah, da war mir zumute, als sinke mit diesem kleinen Kahn mein Ruhm, der ganze Erfolg der Expedition, mein ganzes Erdenglück ins Grab. Als ich wieder zu denken vermochte, erkannte ich wohl, daß nach dem Verlust des Schießbedarfs, der Medikamente und der meisten Tauschartikel an eine Weiterreise nicht mehr zu denken war; allein in demselben Augenblick erfaßte mich auch schon der Gedanke: „Du kommst wieder, um fortzusetzen, was du begonnen!“ Nicht nur meine Sehnsucht trieb mich, wieder die Gebiete des Nordsambesi aufzusuchen, auch die während meines Aufenthalts am Sambesi 1875



Anna Heide

(Im Jahre 1887.)



Bushman-Gravierung einer Antilope.

Aus: J. V. Selzko, Felsgravierungen der südafrikanischen Bushmänner.

bis 1876 gesammelten Erfahrungen hatten es mir mehr als irgendeinem andern Europäer klargemacht, was am Sambesi noch zu holen war. Diese Erfahrungen bewogen mich in erster Linie, mit aller Kraft dahin zu streben, meine am mittleren Sambesi begonnenen Forschungen fortzusetzen. Schon damals war mir klar geworden, daß das Marutsereich eines der interessantesten Gebiete des afrikanischen Festlandes bildete. Es waren nicht allein die mannigfachen Stämme und ihre Gebräuche, es war namentlich die schon bei den Betschuana kennengelernte Zweiteilung eines Stammes, die auf den Ethnologen wirkten, es waren die überreichen Tierformen und die tropische Flora, die an Arten für den Arzneischatz so reich war, ferner das durch seine orographischen Verhältnisse berühmt gewordene Albertsland, die auf den Naturfreund wirkten; endlich war es auch jener geheimnisvolle Zauber, jener Magnet für südafrikanische Forschungsreisende, der die noch von keinem Europäer betretenen nördlichen Matokaländer und die Maschukulumbegebiete kennzeichnete. So war es gekommen, daß ich den Aufenthalt in der Heimat von 1879 bis 1883 in erster Linie dazu benutzte, um mich wissenschaftlich und materiell für eine zweite, großangelegte, südafrikanische Expedition vorzubereiten.

Meine Absicht war, die Viktoriasfälle oder die Tschobemündung zum Ausgangspunkt der Nordsambesi-Reise zu machen, dann mich nach Norden zu wenden, um den Bangweolosee zu erreichen. Nachdem die Ereignisse im Sudan meinen Entschluß, den Kontinent von Süd nach Nord zu durchqueren, vereitelt hatten, blieb die Erreichung des Bangweolosees mein nächstes Ziel; dieses Ziel schloß die Erforschung des Maschukulumbegebietes als Bedingung in sich. Der achtmonatige Aufenthalt am Sambesi überzeugte mich, daß jenes Land vom mittlern Sambesi aus erreicht werden konnte, wenn

wir diesen Strom hinauffahren oder von der Kafve-
mündung aus direkt nach Norden marschieren würden. So
stellte ich das Problem der Durchquerung des Matoka- und
Maschukulumbegebietes von Süden her als Hauptaufgabe
meiner Nordsambezi-Reise auf. Die Nordmatoka und die Ma-
schukulumbe, die ich im Jahr 1875 als Abgesandte am Hofe
Sepopos gesehen, in ihrer Heimat näher kennenzulernen, sie
im Lichte der Wissenschaft zu beobachten und wieder einen
weißen Flecken aus der Karte Afrikas zum Verschwinden zu
bringen, war die Aufgabe meiner Unternehmung.

Neben der Lösung des geographischen Problems des
Nordsambezi war es mir bei meiner Expedition darum zu tun,
möglichst reichhaltige wissenschaftliche Sammlungen zu er-
werben und damit namentlich Anstalten in der Heimat
bereichern zu können. Diese Sammlungen sind das greifbare
Material meiner wissenschaftlichen Forschungen geworden. Es
stehen ihnen Fachtagebücher zur Seite, diese sind aber durch
die Plünderung des Lagers zu Galulonga, wobei von 32 Tage-
büchern 18 Stück, davon 14 Fachtagebücher, verlorengingen,
in ihrer Vollständigkeit sehr geschmälert worden. Mit den
Ergebnissen der ersten Reise hatte ich 113 Museen und An-
stalten bedacht.

Ein weiterer Zweck meiner Reise war der Versuch, der hei-
mischen Industrie in Südafrika ein neues Absatzgebiet zu er-
schließen. Das Studium der Handelsverhältnisse, der Import-
und Exportfähigkeit Südafrikas, die vielfach angefochten
wurde, war durch den Leitgedanken meiner Reise bedingt:
„Von jedem der auf fremdem Boden verlebten Tage den best-
möglichen Nutzen für die Heimat zu gewinnen“; dieser Ge-
danke hat auch Früchte getragen.

Meine Begleitung umfaßte acht Personen, darunter meine
Gattin, die mir einige Tage vor meiner Abreise angetraut

worden war. Sie hat die auf sie gesetzten Hoffnungen über-
troffen. Sie bildete sich zum Präparator für die kleinsten
Vogelbälge aus, besorgte die Messungen an den Säugetieren,
bevor diese abgehäutet wurden, und beschäftigte sich mit Vor-
liebe mit dem Fange der kleinsten Schmetterlingsarten, nament-
lich den mottenartigen; auf der Nordsambesi-Reise war sie
mit besserem Erfolg als alle übrigen Mitglieder der Gesell-
schaft als Proviantkäuferin tätig und sie nahm diesen Teil
der Aufgabe der Expedition ganz auf sich.

Außerdem standen mir sechs Diener zur Seite; sie wurden
gewählt aus der Zahl von über siebenhundert sich Anbietenden
und gehörten dem österreichischen Armeeverbände an; es
waren die Wiener Karl Buřač und Osvald Söllner; der
Niederösterreicher Ignaz Leeb aus Harmansdorf; die Tschechen
Josef Špiral aus Stahlaw in Böhmen und Anton Haluška
aus Groß-Raigern in Mähren, sowie der Ungar Johann Fekete
aus Esongrad. Meine Diener waren durchwegs tüchtige
Handwerker, die die vielen auf der Reise erforderlichen
Handwerksarbeiten erledigten.

Wir schifften uns am 22. November 1883 in Hamburg
auf der „Pretoria“ ein und langten am 22. Dezember in
Kapstadt an. Nun stand ich wieder auf südafrikanischem
Boden, vor dem Ziele jahrelanger Wünsche.

Es war einer meiner Lieblingspläne, mit denen ich nach
Afrika gekommen war, gewisse Gegenden des Kaplandes, die
ich auf meiner letzten Reise nur flüchtig oder gar nicht hatte
besuchen können, aus denen ich aber interessante naturwissen-
schaftliche Gegenstände erhalten hatte, aufzusuchen und zu durch-
forschen. Das Verhalten der Kapregierung machte jedoch die
Pläne zunichte, und so war meine auf sieben Monate geplante
Kaplandreise, die namentlich in ethnographischer, botanischer
und geologischer Hinsicht zahlreiches Material eingebracht

hätte, auf die kurze Eisenbahnfahrt Kapstadt—Colesberg und einen dreiwöchigen Aufenthalt im letztern Bezirk beschränkt.

Am 25. September 1884 schieden wir von dem Dranje-Freistaat und dem Baalflusse und betraten das Gebiet der südafrikanischen oder Transvaalrepublik.

19. Ein aussterbender Volksstamm und seine künstlerische Begabung.

Zu den ethnographisch interessantesten Stämmen Südafrikas gehören die Buschmänner.

Von kleiner Statur und schmutzig lichtbrauner oder gelblicher Hautfarbe, stellt der Buschmann den Typus eines in auffallend raschem Untergang begriffenen Stammes der Hottentottenrasse dar. Seine Werkzeuge und Schmuckgegenstände sind aus Holz, Knochen und Stein, die wertvolleren Gegenstände hingegen, wie z. B. seine Lendengürtel, sind meist aus Lederriemen verfertigt.

Die Buschmänner sind ein Volksstamm, den man früher fälschlich als in geistiger Beziehung sehr tiefstehend gehalten hatte.

Im Aussterben begriffen, hausen die Reste dieses Stammes in einzelnen Teilen der Kapkolonie; sie haben bis heute sich den Einflüssen der Zivilisation zu entziehen gewußt. Einst bewohnten sie felsige Höhen und die Höhlen an den schroffen Abhängen in der Kapkolonie und im Dranje-Freistaat. Sie scheinen die ältesten Bewohner Südafrikas zu sein; ein Teil dürfte sich mit den vom Norden andrängenden Bantufamilien zu den Masarwas, ein anderer Teil mit den noch früher von Nordnordosten einwandernden Hottentotten verschmolzen haben.

Von ihren Felsenhöhen aus erspähten sie das Bild auf

den Ebenen und jagten es mit Bogen und Pfeil. Auf so tiefer intellektueller Stufe sie auch standen, verstanden sie es, die Felswände der von ihnen bewohnten Höhen mit Ockermalereien zu verzieren, die Tiere, Schildkröten, Leguane, Schlangen und Tierkämpfe, sowie Kämpfe mit den sie bedrängenden Bantus, die Gestirne und andere in die Augen fallende Objekte darstellten. Als das Bild nach und nach von den eingewanderten Europäern erlegt worden war, stiegen die Buschmänner von ihren Höhen herab, um die Herden der Weißen zu erbeuten, welches Vorgehen einen Vernichtungskampf gegen sie zur Folge hatte. Der wahre Buschmann (es gibt zu viele Mischlinge) liebt seine Felsenhöhen leidenschaftlich, und wenn er sich auch als Diener vermietet hat, oder wie in früheren Zeiten, dazu gezwungen worden war, entflieht er bei der nächsten Gelegenheit, stiehlt ein Schaf und eilt seinen Höhen zu. Fälle treuen Ausharens bei ihren Dienstherrn sind selten. War man bisher gewohnt, dem Buschmann eine der tiefsten Stufen im Menschengeschlechte einzuräumen, so wird man diese Meinung aufgeben, sobald man seine Arbeiten näher kennengelernt hat.

Kein Stamm in Südafrika bis tief nach Innerafrika hinein hat so viel wahre Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Gesteins entwickelt wie der Buschmann. Seine Geräte bestehen sowohl aus Holz, Knochen und der Schale des Straußeneies als auch aus Stein. Die Langerweile hat sich der Buschmann mit Ausmeißelungen in den Felsen vertrieben, die mit Steinwerkzeugen ausgeführt wurden. Mit diesen hat er seine ganz primitiven Wohnsitze verherrlicht, seinen Kunstsinne bewiesen und sich Denkmäler gesetzt, die alles überdauern werden, was die übrigen hier lebenden Stämme der beiden andern südafrikanischen Völkernfamilien, der Hottentotten und Bantus, geleistet haben.

Die Zeichnungen in ihren Höhlenwohnungen sind mit verschiedenfarbigem Ocker, meist auf Sandstein, ausgeführt.

Gleich den Buschmännern in der Kapkolonie und im Orange-Freistaat hassen die Barwas und Masarwas Ackerbau und Viehzucht, doch beobachtete ich nie, daß sie Gravierungen Stein ausführten oder Steinwerkzeuge in ihrer einfachen Haushaltung benutzten.

Fast alle in den Gravierungen abgebildeten Tiere sind gut bestimmbar und weisen meistens charakteristische Züge jeder einzelnen Art auf. Sie sind für die Wissenschaft auch dadurch von großer Wichtigkeit, daß sie eine längst vergangene reiche Tierwelt und deren einstige geographische Verbreitung in den südafrikanischen, damals von der sogenannten Zivilisation ganz unberührten Gebieten veranschaulichen.

Ich erkannte vier Zeitalter dieser Arbeit: das erste und älteste begriff Objekte, die nur Umrisszeichnungen darstellen, und diese scheinen eingehackt zu sein; dann folgte eine Periode, in der man die Innenfläche der Objekte ganz ausmeißelte; hierauf die dritte, die die schönsten Arbeiten zeigt; hier erscheinen die Umrisse geschnitten oder geritzt, seltener fein ausgemeißelt oder gehackt, ihre Innenfläche aber stets ziemlich rein ausgeschliffen; diese Perioden schlossen mit einer vierten als letzten ab; diese läßt deutlich einen Verfall der Kunst erkennen und bietet zumeist ausgeschnittene oder schlecht gemeißelte, nicht gehackte Umrisszeichnungen dar. — Die besten Sachen stammen aus der zweiten und dritten Periode. Das Alter dieser Perioden ist schwer zu bestimmen; wohl behaupteten einzelne Buschmänner, die etwa fünfzig Jahre alt sein mochten, ihre Väter und Großväter hätten an der letzten Periode gearbeitet. Manche Arbeiten waren vollkommen mit Erde bedeckt und in folgedessen ziemlich gut erhalten. Die Arbeiten selbst umfaßten zumeist Jagdtiere, dann die sehr

wenigen Gebrauchsartikel, die ein Buschmann benutzte, auch andere Gegenstände, Bäume, Gestirne, Schildkröten, Schlangen, Spinnen und endlich einige Menschen, von denen eine Frauengruppe wohl den wertvollsten Gegenstand der Sammlung darstellen dürfte. Wenn man Vergleiche mit den Zeichnungen, Schnitzereien und Gravierungen anderer südafrikanischer Stämme anstellen kann, erkennt man sofort, daß die Buschmänner für die Skulptur die meiste Begabung hatten. Sie arbeiteten nicht wie die andern Stämme mit



Buschmanngravierung weidender Antilopen.

(Aus J. B. Zeltzko: Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner.)

Metallwerkzeugen, sondern nur mit Steinwerkzeugen, hatten also eine viel schwierigere Arbeit auszuführen. In der Mehrzahl der Fälle leisteten sie auch in Form und Auffassung etwas, dem die übrigen südafrikanischen Stämme nicht nahekommen vermögen. Die Arbeiten führten sie aus auf horizontalen Platten, am seltensten auf senkrechten und auf schief liegenden, meist unter einem Winkel von 30 bis 40 Grad geneigten grauen Phyllitplatten, die an der Außenfläche dunkel bis schwarz und zum Teil rot oxydiert waren.

Die einfachsten stellen die Elandantilope und die aus Riemen gearbeiteten Schürzen der Buschweiber dar. Von Tieren sind nicht selten Nashorn, Zebra, Giraffe, Harrisantilope, Elefant, Leopard, Bläßbock, Wildschwein, Gnus und Strauße; weniger häufig Schakale, Löwen, Ginsterkazen, Nasgeier, Gänse, Schildkröten, Schlangen, darunter die Hornvipser, Spinnen, Rinder, Pferde. Selten erscheinen Roen- und Springbockantilopen, Hyänen, Leguane; sehr selten fand ich Büffel, Kudus, Buschbock, Wasserbockantilopen, Pallahs und andere, Kurz Tiere, die sich zumeist in Wäldern und Tälern, an ständig fließenden Gewässern, gewöhnlich in Schilfrohrdickichten und dichtem Gebüsch finden.

Auch Malereien der Buschmänner fanden sich in den Sandsteinhöhlen der Kapberge. Diese einfachen, mit Erdfarben ausgeführten Zeichnungen stellen auch Kämpfe zwischen Buschmännern und Basutos dar; doch ist ihre Ausführung weniger gut als die der Ausmeißlungen.

Diese Gravierungen als ethnographische Erscheinung wären der Arbeit eines Forschers gewiß wert, und ich wünschte, ich könnte einmal das Gebiet — von Farm zu Farm — zu diesem Zweck besuchen. Diesen Forschungen kommt darum ein so hoher ethnographischer Wert zu, weil die Zeichnungen von einem aussterbenden Volke herrühren*.

Die Buschmänner sind vor dem Aussterben nicht zu retten; den letzten Stoß versetzten sie sich selbst, nachdem von einer Verfolgung für ihre Diebstähle von seiten der Buren keine

* Der frühzeitige Tod verhinderte Golub, ein Werk über die von ihm während seiner beiden eßjährigen Reisen gesammelten Gravierungen oder deren Kopien zu veröffentlichen. Diese Arbeit übernahm später der Verfasser dieses Buches, der eine von 28 Lichtdrucktafeln begleitete Monographie „Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner“ 1925 bei F. A. Brockhaus veröffentlichte.

Rede mehr sein konnte, durch Vermischung mit einem andern Stamm, mit dem Hottentottenelement. In vier bis fünf Dezennien wird kein reiner Buschmann in Südafrika mehr zu finden sein.

20. Die südafrikanische Riesenschlange.

Eines Tags hatte ich es auf Pallahantilopen abgesehen und daher keine Hunde mitgenommen; ich traf aber Pallahs nicht an, dagegen Affen, und ich hätte weit reichere Beute gemacht, wenn ich nur zwei Hunde mitgenommen hätte. Da wir an den Affen und dem Wildgeflügel schwer zu tragen hatten, ließ ich die Beute unter Obhut meines Schwarzen $1\frac{1}{2}$ Kilometer vom Lager zurück und sandte aus dem Lager drei von Rhamanes Leuten zur Stelle, die mit einer Riesenschlange (*Python natalensis*) bei uns eingekehrt waren.

Es waren echte Masarwa, ein Mann und zwei Frauen. Unter den Betschuana sind es nur die Masarwa, die Riesenschlangen jagen und genießen; wir kauften ihnen zwei dieser Reptilien ab. In beiden Fällen waren es riesige Pythonweibchen mit zahllosen Eiern. Alle Betschuanastämme scheuen und ekeln sich vor den Riesenschlangen mehr wie vor giftigen Schlangen, welche letztere sie oft angreifen und töten, während sie eine Riesenschlange nie berühren. Im ganzen Betschuanalande sind es einzig und allein die Masarwa, die der Riesenschlange nachstellen und sie des Fleisches und der Haut halber erlegen; die letztere verkaufen sie als Kuriosität an die Händler, die manchmal in den Städten der Schwarzen wohnen oder diese Orte und die Wildnis zeitweilig besuchen; sie machen auch aus der Haut viereckige kleine Säckchen, die sie mit Sand füllen, oder sie überziehen mit der Pythonhaut kleine Holzpföckchen

und verkaufen beides als Amulette an die Betschuana, Basuto und andere Stämme. Sie erkennen die Riesenschlangen an ihrer Spur, die sich als breite Schlitze längs des Bodens und in der Nähe verlassener Schakal- und anderer leerer Baue zeigen. Die Riesenschlange bewohnt in Südafrika in der Regel die starken Aste mächtig hoher Bäume, zwei bis vier Meter über dem Boden, die sich meist an Flußufeln über Wildpfaden erheben, oder sie macht sich auch in dichten Gebüsch heimisch, die einen oder mehrere eng aneinander auf Lichtungen stehende Bäume dicht umsäumen. Haben die Schlangen von den Bäumen herab oder in dem Gebüsch ein Stück Wild erhascht und so auf einige Tage oder auf ein bis zwei Wochen den Hunger gestillt, dann steigen sie herab und verkriechen sich in ihrem trägen Zustand in die feuchten verlassenen Baue verschiedener Erdhöhlentiere; für die Masarwa ist das eine günstige Gelegenheit, die Tiere unschwer mit Stöcken zu erschlagen. Für einige Kleinigkeiten im Werte von etwa drei Mark erstand ich die Schlange, von der der Masarwa nur das Fleisch beanspruchte; ich willigte ein, machte aber die Bedingung, daß uns, wenn das Tier fett sei, das Fett zum Stiefelschmieren zufallen solle. Die Schlange erwies sich als sehr fett und lieferte 1½ Liter prachtvollen reinen Fettes. Als die Masarwa ihren Anteil am Feuer brieten, verbreitete das Gericht einen angenehmen Geruch, daß wir das Fleisch zwar nicht versuchten, aber einen Versuch mit dem Fett wagten; dieser fiel so befriedigend aus, daß ich nicht umhin kann, das Fett der afrikanischen Riesenschlange als Delikatesse zu Fleisch-, namentlich zu Fischgerichten zu empfehlen. —

21. Die Praxis des Masarwa-Arztes und die schnupfenden Betschuanafrauen.

Die Masarwa haben eine Legion abergläubischer Gebräuche, von denen der folgende einer der brutalsten ist.

Einer der uns besuchenden Masarwafrauen erkrankte plötzlich ihr Säugling. In ihrem Aberglauben weigerte sich



Ein Masarwadoctor operiert ein sterbendes Kind.

die Frau, von mir Medikamente für das Kind anzunehmen; die Krankheit verschlimmerte sich, und nachdem Hausmittel nichts genützt, wurde ein weiterab wohnender Masarwadoktor zu Hilfe gerufen. Der Mann erschien in dem Aufzug, wie ihn unsere Zeichnung darstellt. Als er ankam und das Kind im Sterben vorfand, erklärte er sein aus Wurzelwerk und aus verschiedenen Säugetierknochen bereitetes

Pulver für machtlos; er wandte daher das unter diesen Stämmen bei Sterbenden angewendete Universalmittel an.

Teilnahmslos hielt ihm die Mutter ihr Kind hin, während er mit einem scharfgeschliffenen Eisenstück in das Gesicht und die Kopfhaut des Kleinen zahlreiche Einschnitte machte. Bevor noch die „nötige“ Anzahl der Einschnitte gemacht war, hatte das arme Wesen ausgelitten.

Als wir eines Tags noch am Feuer beim Frühstück saßen, vernahmen wir laute Worte aus dem Dickicht am jenseitigen Limpopo-Ufer. Ich erkannte auch sofort, daß es einige unserer heimkehrenden Jäger waren, die wohl Beute heimbrachten. Plötzlich verstummte das laute Gespräch, und wir waren begierig zu hören, ob ein Pfiff folgen würde oder ob die Leute ohne dieses Zeichen herüberwaten würden. Ein Pfiff bedeutete: Wild von Rehgröße oder mehrere Stücke kleineren Wildes. — Da — ein Pfiff und noch einer! Mit einigen Schritten waren wir zur Stelle.

An unserem Ufer saß bereits ein Mädchen mit einem irdenen, auf dem Boden stehenden Topf. Zwei dunkle bis auf zerrissene Kniehöschen nackte Bamangwato traten eben aus dem Wasser ans Ufer und trugen an einer Stange einen erwachsenen prächtigen Pallahwidder. Hinter diesen wateten noch drei weitere Gestalten durch den hier ein Meter tiefen Fluß; ein Mann trug eine Steinbockgazelle, ein zweiter den gehörnten Schädel eines hirschgroßen Koenantilopenstiers, und ein Mädchen balancierte ein Milchgefäß am Kopf; so kamen sie heran von Matlebatse, mit Khamanes Gruß und Botschaft. Bald waren wir über den Kaufpreis einig; der Koenantilopenschädel wurde für vier Musketenkugeln eingetauscht, die zwei Liter Milch um ein halbes Pfund Salz erstanden, während das Kaffernkornbier in dem niederen Geschirr als Geschenk überbracht wurde. Es wurde mir auch berichtet,

daß seit dem gestrigen Nachmittag eine Jägergruppe der Spur einer männlichen Wasserbockantilope folge. Ich hatte bereits zwei weibliche Wasserbockantilopentiere meinen Sammlungen einverleibt, doch war es nicht möglich, auch nur eines einzigen erwachsenen Stieres habhaft zu werden. Daher wurde jene Botschaft freudig begrüßt und die sechs Boten mit einigen Antilopenschenkelnknochen bedacht, die sie des Markes halber hochschätzen; die Beschenkten legten sie sofort in die Asche, um das Mark in den Knochen zu braten; außerdem wurde ein jeder der Abgesandten mit einem daumengroßen Stück Tabak beschenkt. Die beiden Mädchen nahmen ebenfalls mit einem verbindlichen „Kia tumela (ich danke)“ den Tabak an, denn auch die Frauen unter den Betschuana schnupfen leidenschaftlich. — Diese Gewohnheit hat unter den Betschuanastämmen eine Verunstaltung der Gesichtszüge hervorgebracht, die dem Beschauer namentlich bei den Frauen sofort in die Augen fällt. Die Nasenflügel erscheinen sehr erweitert, die Nase etwas abgeplattet. Dieser Umstand wird durch den Gebrauch des Lubeko veranlaßt, eines spatelförmigen, 15 bis 20 Zentimeter langen, gewöhnlich ein halbes Zentimeter, aber auch bis zu 1½ Zentimeter breiten Nasenreinigers, der von den Schmieden der Betschuana in der Regel aus Eisen, zuweilen auch aus Messing und Kupfer angefertigt wird; der Lubeko ist auch bei einigen Stämmen des Marutsereichs im Gebrauch und dient ihnen, wie schon erzählt, als Handtuch, um sich nach einem Bade oder nach einer Abwaschung des Gesichtes oder der Hände sowie auch bei heftigem Schweiß rasch abzutrocknen, das heißt, die Masse von der Haut zu schaben und mit den Fingern der linken Hand am Fußrücken oder an der Wade abzuwischen.

22. Rache der wilden Bienen.

Während unseres Aufenthalts am Limpopo war es uns auch möglich, zwei Blechgefäße mit Honig zu füllen. Wir hatten diese Süßigkeit zum Theil eingetauscht, zum Theil auch durch unsere eignen Leute gewonnen. Solche Versuche liefen jedoch für die handelnde Person nicht immer glatt ab, hatten aber oft ihre humoristischen Seiten. Kaum fünfzig Meter vom Lager entfernt, in einer hohen Mimose unmittelbar am Ufer des Limpopo, etwa zehn Meter über dem Boden, da wo ein mächtiger, über den Fluß ragender Queraft aus dem Stamme ragte, hatte mein kleiner, schlauer Diener Isaaß ein Nest wilder Bienen entdeckt und sofort darüber den Meinen berichtet. Da mich meine Leute mit einem saftigen Honigkuchen überraschen wollten, machten sich Fekete und Harry Meintjes, Isaaß und der kleine Willy Becker auf, um die allen so angenehme Süßigkeit herabzuholen. Weil jedoch der Baum ob seiner Stärke und der stellenweise ziemlich glatten Rinde schwer zu erklettern war, so waren die Bienen, noch bevor beide Honigsucher die Höhe des Nestes erklimmen hatten, rebellisch geworden und fielen über die Kühnen so tapfer her, daß diese rasch retirierten und gebadeten Mäusen gleich ohne Sang, doch mit leiser Klage heimschlichen. Meine Frau wurde bald die geschwellenen Wangen gewahr; sie forschte nach, und als sie die Sachlage erfuhr, meinte sie, man hätte es zu ungeschickt angefangen, sie müßten es noch einmal wagen; sie versprach auch mitzugehen und zwei der Jäger Khamanes mitzunehmen, die die Erlegung eines jungen Kudustieres angesagt hatten. So zog die den armen unschuldigen Bienen mit Verderben drohende und auf Raub ausgehende Schar aus, um sich neben dem Vergnügen auch noch

Süßigkeiten zu holen. Das alte Sprichwort, daß „Süßigkeiten nicht ohne Bitterkeiten“ sind, bestätigte sich auch in diesem Fall. Obwohl sich droben die Bienen immer noch in außerordentlicher Bewegung zeigten, obwohl dann und wann auch eine Biene, plötzlich herabfliegend und zornig summend über die Angreifer schwirrte, ging man doch lachend und scherzend an die Arbeit. Die Schwarzen brachten Holz herbei und machten ein tüchtiges Feuer an, doch der Wind erwies sich nicht als günstig, und man mußte auf die Betäubung mittels Rauch vom Boden aus absehen und es den Emporkletternden überlassen, qualmende Feuerbrände mitzunehmen und so die Bienen zu betäuben. Das aber war bei der Schwierigkeit des Kletterns nicht leicht, und der Feuerbrand wurde den Emporkletternden mehr schädlich als nützlich. Die Bienen begannen zornig zu summen, allein die Mutigen, dadurch nur gereizt, ließen trotz Stich und Schmerz nicht ab, bis sie sich oben in der Gabelung befanden. Nun half wohl der Rauch ein wenig, und so geschah es, daß die Bienen, als Harry vor dem Flugloche eine größere Öffnung zu machen begann, dem Loche in Massen entströmten und Harry und Fekete zur abermaligen schleunigen Flucht zwangen. Da half kein Zuspruch von Seite meiner Frau und der übrigen edlen Genossen. Als plötzlich die verunglückten Jäger herabgeglitten waren, kam der Schwarm mit ihnen herab, und auch die übrigen Genossen wurden bald von den erzürnten Bienen verfolgt und ebenso wie Harry und Fekete zur raschen Flucht gezwungen. Ich sprach eben mit Plati, dem Hilfskoch, als Harry und Fekete herangestürmt kamen. Da man die Expedition vor mir geheimgehalten, wußte ich anfangs nicht, was dies zu bedeuten habe; die Gesichter beider waren bis zur Unkenntlichkeit geschwollen, von den Augen war wenig zu sehen, da und dort zeigten sich auf Wangen

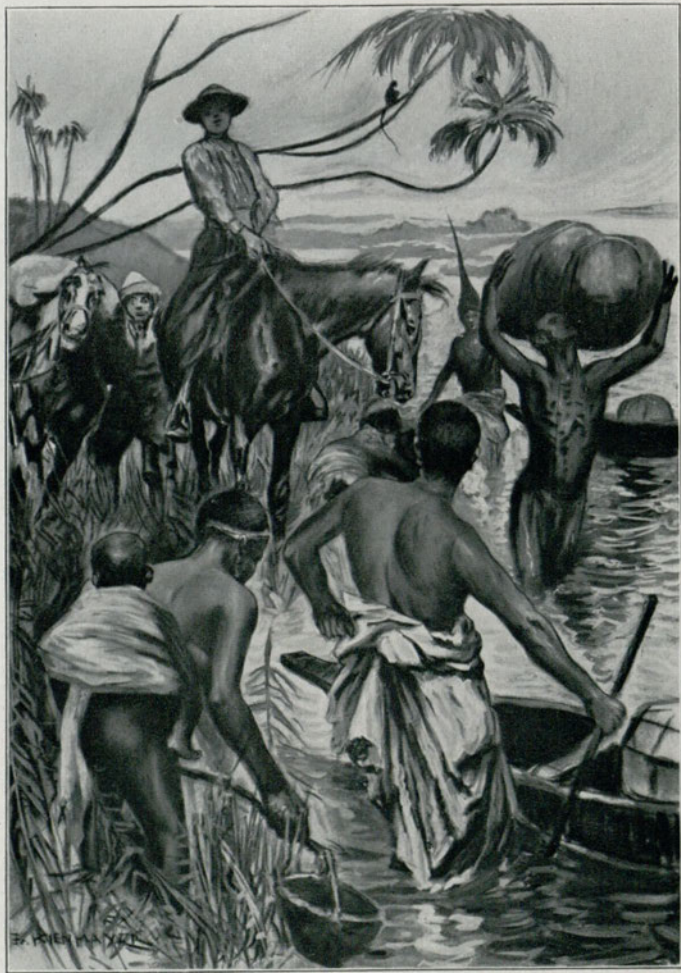
und Stirne Bluttröpfen. Bald darauf erschienen meine Frau und der weinende Willi, der von den Bienen ebenfalls etwas mit auf den Weg bekommen hatte, ebenso die beiden Schwarzen. Nun erst wurde mir die Situation klar. Das netteste an der Sache war, daß Harry und Fekete, trotzdem sie unter Schmerzen stöhnten, das Lachen nicht zurückhalten konnten, ebenso meine Frau, die ganz unbehelligt geblieben war, während die beiden Schwarzen in der ihnen üblichen Weise den ganzen Vorgang mit hochtrabenden Worten und mit großem Pathos in allen Einzelheiten wiederzugeben suchten. Eine schwache Ammoniaklösung (10 Tropfen auf einen Eßlöffel Weingeist und $\frac{1}{2}$ Liter Wasser) mit einem Umschlag angewendet, linderte bald die heftigen Schmerzen. Diese Jagdepisode bildete noch lange den Gegenstand unserer Gespräche am nächtlichen Lagerfeuer.

23. Zum zweiten Male in Schoschong.

Je näher wir am Morgen des 24. Juli 1885 der Stadt Schoschong kamen, desto zahlreicher wurden die Menschen, denen wir begegneten. Es waren meist Frauen und Mädchen, darunter Greisinnen, die singend hinausjogen zur Bestellung ihrer Felder und um Brennholz zu holen. Um die Hüften ein aus gegerbtem Rindsfell gefertigtes Kurzes, kaum bis zu den Knien reichendes Röckchen, über die Schulter den ebenso weit nach hinten wie vorne hinabreichenden Mantel, der zumeist aus einem Haartebeestfelle gearbeitet und mit eingenähten, Kreisrunden, weißen und schwarzen, aus Ziegenfellen gefertigten Verzierungen und Glasperlschnürchen geschmückt war, ein europäisches buntes Taschentuch oder den spitzen, in Schoschong als heimisches Fabrikat kunstvoll gearbeiteten Strohhut auf dem Kopf, an Armen und Waden



Gravferender Buschmann.



Übergang über den Sambesi.

zahlreiche blaugefärbte, bis daumendicke Glasperlenschnüre und in der Hand oder auf dem Kopf die Körbe mit Hacken; so zogen sie hinaus, um spät am Nachmittag wieder heimzukehren. Die Wohlhabenden benutzten ihre mit vier bis zehn Joch Ochsen bespannten Wagen und knallten in frohem Übermut mit den riesigen Peitschen, daß es laut widerhallte. Nahezu ein jeder grüßte mit einem „Kia tumela Bass“; die Frauen riefen statt „Bass“ „Missis“. Um 9 Uhr früh langten wir in Schoschong an.

Wir besuchten den jetzigen Herrscher Khama in der Kotla und seine Frau Ma Bessi — die Mutter der als Bessi getauften und verheirateten ältesten Prinzessin — in ihrem Häuschen, das sie nach Betschuanasitte mit ihren Dienerinnen für ihren Herrn und sich gebaut hatte. Die Kotla ist, wie schon früher angeführt, der große mit Palisaden umsäumte Beratungsraum, um den sich des Königs Gehöfte und die seiner nächsten Angehörigen und Diener sämtlich in der Rundform des Betschuanatypus, wenn auch geräumiger als die gewöhnlichen Hütten, gruppieren. — Ich überbrachte Khama als Geschenk einen Revolver, der Königin ein schönes Wolltuch, Decken und andere Gegenstände. Der König nahm mich auf das herzlichste auf; er erkundigte sich über meine Schicksale, seitdem er mich im Jahr 1876 zum letzten Male gesehen, und riet mir ab, zu den am Nordufer des Sambesi wohnenden wilden Stämmen zu gehen, dies um so mehr, als ich in Gesellschaft meiner Frau die Reise zu unternehmen gesonnen sei. Beim Scheiden versprach er mir ein Fettschwanzschaf zu senden, was er auch tat.

Was ich schon in meinem Werk „Sieben Jahre in Südafrika“ erwähnt hatte, kann ich heute, einige Jahre später, nur bestätigen, daß nämlich König Khama sein möglichstes tat und Außerordentliches leistete, um seine

Bomangiwato zu zivilisieren. Er hatte glücklicherweise das Gute der Zivilisation von dem weißen Manne angenommen, und dieses suchte er auch den Seinen einzupfropfen. Der Erfolg wird von jedem Fremden anerkannt, der von Süden kommt und bereits andere Betschuanastädte besucht hat; noch mehr wird er dem ersichtlich, der Schoschong zu verschiedenen Zeiten besucht hat, sei es noch, als der heidnische Aberglauben unter Sekhomo und Matscheng herrschte, sei es später, während der ersten Regierungsjahre Khamas. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt, namentlich zwischen den Zuständen unter Sekhomo-Matscheng und den von Khama geschaffenen, erwies sich als ein gewaltiger, wobei das Gute einzig und allein auf Khamas Seite lag. Alle die fast unüberwindlichen Hindernisse zu schildern, mit denen Khama zu kämpfen hatte, würde mehrere Kapitel beanspruchen. Khama verdiente mit allem Recht, daß seine Regierung wegen dieses guten Erfolges und wegen der eisernen Tatkraft des Herrschers in einer Biographie der Geschichte überantwortet wird. Was er in Schoschong geleistet, steht in der südafrikanischen Geschichte der Schwarzen wohl einzig da, und es darf auch nie verschwiegen werden, wenn man von der Bildungsfähigkeit der Schwarzen im allgemeinen spricht. Seine Untertanen entsagen mehr und mehr den heidnischen Gebräuchen. Die Orgien haben aufgehört, auch die früher angeführte Boguera oder Beschneidung bei Knaben und Mädchen als nationaler Ritus. Die geistigen Getränke des Europäers sind im ganzen Land verboten, und auch den Europäern ist der Genuß nur innerhalb ihrer vier Mauern gestattet. Ein betrunkenener Weißer auf offener Straße hatte früher schwere Strafen, heute noch Landesverweisung zu erwarten, mit der Begründung: „Warum soll ich den Meinen ein so böses Beispiel geben?“

Khama hat seinen Untertanen die Kenntnis vom Werte

des Geldes beigebracht; er hat sie aber vor allem an größere Bedürfnisse und an Arbeitslust gewöhnt und so dem Wohlstand eine festere Basis gegeben. Er hat zur Vergrößerung der Ländereien angeraten und zur Einführung des Pfluges beigetragen; er hat den Seinen zu den Heilmitteln der Europäer Vertrauen beigebracht, so daß sie in ihren Krankheiten ärztliche Hilfe suchen usw.*

Wir verließen Schoschong am 30. Juli, um auf den nächsten 25 Kilometern meinen früheren Weg zu benutzen. Beim Passieren der Shafe-Spruit hatten wir bei der Herausfahrt eine sehr schwierige Stelle zu bewältigen, die nach stundenlanger Mühe endlich bezwungen wurde.

Am selben Tag, nachdem wir die Shafe-Spruit verlassen hatten, betraten wir gegen Abend das Becken des oberen Serue, als Talpartie die interessanteste Gegend zwischen Schoschong und dem Sambesi.

24. Aus dem Leben der Paviane.

Die an einer Felslehne im Osten des Moque-Flüßchens wohnenden Bamangwatohirten brachten uns Milch und den frischen Kopf eines Koenantilopenstiers zum Kauf. In der Nacht und am Morgen hörten wir auf einem etwa zwei Kilometer entfernten langgestreckten Tafelberg ununterbrochen Paviane schreien. Ich entschloß mich zu einer Jagd auf die Tiere, wozu ich vier meiner Leute, darunter Oswald Söllner, bestimmte und auch zwei Pferde benutzte. Das Jagdglück war uns sehr günstig, wir erlegten eine Anzahl Paviane, darunter ein fehlerloses prächtiges Weibchen.

* König Rhama starb erst im Jahr 1923 im gesegneten Alter von 95 Jahren.

Die Paviane Südafrikas bieten dem Beobachter so viel des Interessanten, daß sie zu den nennenswertesten Säugtieren dieses Welttheiles gerechnet werden müssen. — Sie sind naturgeschichtlich noch nicht genau bearbeitet. Ich kenne drei Arten: die gemeine, die von der Südküste bis an den Sambesi und wohl auch darüber hinaus verbreitet ist, dann eine Varietät dieses Tieres am Limpopo und eine dritte Art, die gelbliche mit langem Schwanz und kleinem Kopf, die ich bisher nur in den Klüften und Wäldern des Sambesi gefunden; ich will damit nicht sagen, daß sie nur hier lebe, da sie möglicherweise die Nebenflüsse des Sambesi emporkwandert oder an der Ostküste auch südlich von der Sambesimündung vorkommt.

Betrachten wir den Pavian in seinem Verhältnis zur Natur im großen und ganzen, so kommen wir zu folgenden Schlüssen: Die Paviane sind die zahlreichsten Affen Südafrikas von der Südküste bis zum Sambesi; sie sind die schädlichsten Affen, weniger vielleicht für spärlich bewohnte Landstriche — in solchen sind sie im allgemeinen auch seltener anzutreffen —, als vielmehr für zivilisierte Gegenden. Sie erscheinen in zwei Richtungen als Räuber, worauf auch ihr Gebiß hinweist, einmal als Pflanzenfresser, indem sie die Gärten und Felder der Menschen plündern, und als wirkliche Raubtiere, indem sie der Milch wegen Zicklein und Lämmern den Bauch aufreißen und die Milch aus deren Magen schlürfen, aber auch indem sie Hühnerställe und Vogelnester plündern. Ihr einziger Nutzen besteht im Verzehren der Skorpione und Spinnen; andererseits ist es wieder bekannt, daß Skorpione und Spinnen täglich Massen von Insekten verzehren und somit ebenfalls fast als nützlich erscheinen. Ein Igel ist nützlicher als ein Trupp von zwanzig Pavianen. Die Paviane als Jagdtiere

zu betrachten, ist wohl zu verwerfen. An Plätzen, wo sie ununterbrochen Schaden anrichten, im Sommer an den Feldern und in den Gärten, im Winter zur Lämmerzeit unter den jungen Kleintieren und in den Straußenzüchtereien, müssen sie ununterbrochen gejagt und auch ganz und gar ausgerottet werden. Für jene Gegenden, wo sie wenig oder gar nicht Schaden, die man aber in Südafrika an den Fingern abzählen kann, muß ich ihre Schonung befürworten, da sie stellenweise das einzige wild lebende, größere Säugetier geworden sind, das die einförmige, ermüdende Szenerie südafrikanischer Landschaften zu beleben vermag.

Die Paviane stehen den Hunden an Vernunft nicht nach, ja manche Individuen übertreffen in dieser Hinsicht selbst diese gelehrigsten aller Haustiere. Hoch stehen sie über ihren südafrikanischen Verwandten, den Nachtaffen und den Meerkazen, allein sie haben bei der Zähmung eine viel strengere Behandlung von nöten als die andern Affenarten oder Angehörigen der Familien der Hunde und Kazen. Wie weit die Paviane abrichtungsfähig sind, ist fast unglaublich. Wiederholt sind Fälle vorgekommen, daß Paviane, die Vorloopers oder Leader, das heißt die Leiter des vordersten der mehrjochigen Ochsenspanne, abgegeben haben; beim Durchschreiten von Flüssen und Wasserlachen am Wege springen diese Tiere auf das Jochholz des vordersten Ochsenpaares. Bei Uitenhage auf der Graaf-Reinet-Zweigbahn ist ein Pavian sogar als Weichensteller wohlbekannt. Er verrichtete seinen Dienst jahrelang tadellos, wobei allerdings der äußerst schwache Verkehr jener Bahn zu berücksichtigen ist.

Sehr wichtig für die Naturgeschichte der Paviane ist die Frage ihres Aufenthaltsorts. Ich unterscheide solche, die zu meist im Süden und an den Terrassenabfällen des Hochplateaus die felsigen Höhen, namentlich die schroffen Fels-

wände bewohnen. Dann gibt es Paviane, die an den mit höheren Bäumen bewaldeten Ufern größerer Flüsse hausen, wie des Sambesi, des Limpopo und Dranje, und endlich solche, die sich die südlichen, dünn bewaldeten Ebenen der Betschuana und des südlichen Transvaal und die dortigen niedrigen Hügel zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt haben. Diese dreifache Verschiedenheit übt auf den Charakter der Tiere einen wesentlichen Einfluß aus. Die Tiere der ersten Gruppe (dem Aufenthaltsorte nach) sind die fecksten, boshaftesten und schädlichsten; ihre stellenweise unzugänglichen Schlupfwinkel gestatten es ihnen, sich sehr oft den Nachstellungen der Rächer zu entziehen. Bei ihren Raubzügen gehen die Tiere sehr vorsichtig zu Werk; die stärksten bilden die Vorhut, die halberwachsenen, die sich auf den hervorragendsten Stellen postieren, und die Späher, die ausgestellten Wachen, die nach allen Richtungen hin gut Umschau halten, um über jede nahende Gefahr sofort zu berichten; die Säuglinge werden von den Müttern mitgeschleppt, während die nächst älteren allein auf den unzugänglichen Stellen oder in dichten Gebüsch an den Abhängen der Felsen gelassen werden. Diese sind es, die in der Regel durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit des Jägers auf sich lenken. Bei einer Verfolgung treten die Vorhut und die Wachen in der Regel äußerst rasch einen so gut gewählten Rückzug an, daß die Verfolger ihnen gewöhnlich nicht beikommen können, außer sie bedienen sich guter, für diese Art Jagd dressierter Hunde, die auch sehr schnellfüßig sein müssen, um die Vorhut derart zu überraschen, daß diese da und dort in den Bäumen oder auf den nächsten Felsen Zuflucht suchen, ohne sich decken zu können, oder daß die Wachen auf den Bäumen bleiben müssen, von denen aus sie Umschau halten. Diese Paviane sind die flinksten und lärmendsten der drei Gruppen. Solche Pavianherden ver-

lassen selten ihre Jagd- und Nährplätze, die sich bei niedrigem und ausgedehntem Hügellande auf eine Entfernung von 1 bis 25 Kilometer Länge erstrecken, im Gegensatz zu denen der zweiten und dritten Gruppe, die ununterbrochen auf der Wanderung begriffen sind. Diese Wanderpaviane, die in unbewohnten Gegenden haufen, sind zumeist auf Beeren, Früchte, Zwiebeln und das Gummi der Mimosen angewiesen; sie finden selten oder nie Gelegenheit, die Anpflanzungen der Menschen für eine bessere Mahlzeit aufzusuchen und sind darum der Nahrungsfürsorge wegen zu einem Wanderleben gezwungen. Wir können die Felsenpaviane als „ständige Räuber“, die Uferpaviane als „Zigeuner“ und die Wanderlustigen der bewaldeten Ebene als „Bagabunden“ bezeichnen. Die Felsenpaviane finden in dem Geklüfte, in den Spalten und Höhlen, in dem dichten, zwischen den Felsblöcken wachsenden Grase trockene Zufluchtstätten, die Uferpaviane in den Uferbäumen. Die Truppe der „Bagabunden“ ist weniger zahlreich als die der andern. Ihre ärgsten Feinde sind Schlangen, Hyänen, Hyänenhunde und der Gepard; für die jungen Tiere werden die Wüstenadler und der Gaukler gefährlich, während den die Felsen bewohnenden Pavianen zumeist Leoparden, den in den Uferbäumen wohnenden ebenfalls Leoparden und Riesenschlangen nachstellen.

Die Abart des gemeinen Pavian, die ich am Limpopo gefunden zu haben glaube, ist größer als die gemeine Art und hat eine auffallend längere Mähne. Sie bewohnt die Uferbäume, und ihr Charakter stimmt mit dem „Zigeunerpavian“ der gemeinen Art ganz überein. Neben hohen Bäumen sind es namentlich die nur selten am Limpopo anzutreffenden hohen, steilen und schwer zugänglichen Uferstellen, die sich die Tiere zum Lager auszuwählen pflegen.

Die zweite Art, die des Sambesi, fälschlich *Cynocephalus*

Babuin genannt, hält sich in den Uferbäumen, den angrenzenden Wäldern und den Felsenschluchten auf. Die Sambesipaviane fand ich in Herden bis zu zweihundert; sie sind weniger scheu als die andern und leiden so sehr durch Angriffe der Leoparden, daß trotz aller Vorsicht jede Herde jährlich einige Tiere einbüßt. An den Paviankadavern, die ich antraf, fanden wir fast immer Spuren, die verrieten, daß die meisten dem Bisse der erwachsenen Leoparden zum Opfer gefallen waren.

25. Die Durfstrecken des zentralen Ost-Bamangwatolandes.

Die wasserlosen Wälder, Gebüsch und Steppen Südafrikas fordern jährlich so manches Opfer, das Hunger und Durst oder der Ermattung infolge mühevoller, langer Märsche erliegt.

Fälle, in denen selbst Europäer einem solchen Schicksal zum Opfer fallen, sind nicht selten; es sind mir zwei Fälle aus jener Zeit bekannt. Kurz vor unserer Ankunft in Schoschong zeigte mir Jan, der Führer von Kadamutschi nach Gunova, die Stelle, wo unter einem Dornbusch ein ärmlich gekleideter Europäer tot aufgefunden wurde. König Khama gab sich mit der Untersuchung des Falles viele Mühe, und es stellte sich heraus, daß der Armste ein Irresinniger war, der vierzehn Tage vorher Transvaal verlassen hatte und aufs Geratewohl nach Schoschong gegangen war. Man hatte bei dem Manne nur einen leeren Teekessel und ein kleines Messer gefunden. Am Merico war er hie und da mit einigen Watlatla von Moschuri, an der Notuanymündung mit den Leuten Khamanes zusammengetroffen, und die Schwarzen hatten ihm, ohne daß er darum gebeten hätte, aus Er-

barmen etwas Nahrung gereicht. Auf der Strecke Limpopo—Schoschong hatte er mit Ausnahme des Moruleng-Weihers (nahe am Limpopo) kein Wasser gefunden, und da er unglücklicherweise, wie man aus seinen Feuerstellen ersehen konnte, nur am Tag in der Hitze reiste, war sein Wasservorrat im Teekessel bald aufgebraucht und er mußte dem Durste und der Ermattung erliegen.

Der zweite Fall betraf einen gebildeten Franzosen, der leider durch eigene Schuld seinen Tod gefunden. Er jagte in Gesellschaft eines Freundes im Tschobetal; da er jedoch vernahm, daß sich auf der Halbinsel zwischen dem untern Tschobe und dem Sambesi zahlreicheres Wild finden sollte als am Südufer des ersteren Stromes, ließ er sich übersetzen und folgte der Spur einer starken Elefantenherde. Ein langer ermüdender Marsch überzeugte ihn nach anderthalb Tagen von der Erfolglosigkeit seines Vorhabens, und er entschloß sich zur Rückreise. Hierbei passierte ihm das, was den Europäern oft geschieht und mir selbst auf meiner ersten Reise und auch meinem Diener Haluška mehrmals zugestoßen war, daß man sich bei der Heimkehr über die Richtung, in der das Lager lag, irrt und sich von ihm mehr und mehr entfernt, statt sich ihm zu nähern. Als die schwarzen Begleiter sahen, daß ihr Herr eine falsche Richtung eingeschlagen hatte, machten sie ihn wohl darauf aufmerksam, allein sie wagten nicht, ihn dringend aufzufordern, die falsche Richtung aufzugeben; sie verließen ihn sogar und eilten zum Tschobe, um nicht selbst zu verschmachten. Das wenig löbliche Betragen jener Leute war nur aus dem exzentrischen Charakter jenes Mannes zu erklären. Dieser duldete nämlich nie eine Widerrede und behandelte die Schwarzen, obwohl er sie fürstlich entlohnte, so hart, daß sich jeder vor ihm mehr wie vor einem despotischen Eingeborenenherrscher fürchtete. Auf dem Marsch durfte es

kein Schwarzer wagen, vor ihm herzumarschieren; er selbst, ein großer starker Mann, hatte auch Schnellfüßige eingeholt. Ging ihm der Schwarze nicht sofort aus dem Weg, so versetzte er ihm, ohne erst eine Mahnung hören zu lassen, einen solchen Schlag oder Fußstoß, daß der Schwarze zur Seite flog. Unter diesen Umständen wagten es auch seine beiden letzten Begleiter nicht, ihn ernster zu ermahnen, aus Furcht, sofort eine Tracht Prügel als Lohn zu empfangen.

Zwischen dem unteren Tschobe und dem Sambesi finden sich in dem Binnenland wie in der sandigen, mit Teichen bedeckten Hochfläche keine Flüsse, sondern nur einige wenige Regenlachen, die die meisten Monate im Jahre hindurch trockenliegen; in der Richtung, die der französische Läger einschlug, gab es weit und breit kein Wasser. Obgleich ein guter Tourist, wirkten doch bald Hunger und Durst unter dem Einfluß der sengenden Sambesisonne derartig auf den Mann, daß er sich oft gezwungen sah, einige Augenblicke zu rasten. Diese Pausen mehrten sich, sie dauerten länger, und endlich hatte sich der Armsste so müde gelaufen, daß er sich nicht mehr von der Stelle zu erheben vermochte. Was mochten seine Qualen gewesen sein, bevor sein Riesenkörper erlag. Inzwischen waren seine Diener, trotz der eigenen Müdigkeit, zum Tschobe zurückgelaufen, füllten ihre eigenen Kürbisgefäße mit Wasser, ließen sich von den Maschupia noch weitere aus und begaben sich sofort auf den Rückweg; ihre Nahrung, getrocknetes Wildfleisch, genossen sie im Gehen, um sich ja nicht einmal bei ihrem einfachen Mahle aufzuhalten. — Mit tüchtigen Feuerbränden versehen, kamen sie am nächsten Morgen, etwa nach Sonnenaufgang, an jene Stelle, an der sie tags zuvor ihren mürrischen Herrn zurückgelassen hatten; von hier folgten sie vorsichtig seiner Spur; sie fanden alle seine Raststellen, sahen auch am Nachmittag, wie sich diese

mehrten; das Schlimmste befürchtend, suchten sie so rasch wie möglich vorwärtszukommen, soweit es ihre Müdigkeit erlaubte.

Endlich erblickten sie den Gesuchten und fanden — einen Toten. Der Armste mußte bis zum letzten Augenblick bei voller Besinnung gewesen sein, denn auf seinem Gewehrkolben fand man die Worte eingeritzt: „Ich sterbe ohne zu murren, da ich meinen Tod selbst verschuldet habe!“

26. Die gefürchtete Giftpflanze „Machau“ und ihre Wirkung.

Wir hatten die lang und innig ersehnte Klamaklenjanaquelle endlich nach vielen Mühen erreicht. Es war Nacht geworden, und obgleich ein Verlaufen der Zugtiere zu befürchten war, sahen wir uns doch gezwungen, sie loszumachen und an das Wasser zu treiben; denn, von wahnsinnigem Durst gequält, hatten manche, kaum daß sie das Wasser witterten, die Fochhölzer zerbrochen, die Riemen zerrissen, um dem rettenden Quell zuzustürmen. Nach einer Stunde trieben wir sie wieder an die Wagen, um sie für die Nacht festzumachen, denn sehr viele Wildspuren ringsum ließen mich befürchten, daß einige Löwen in der Nähe seien. Am nächsten Morgen untersuchten wir unsere nächste Umgebung genauer, und ich fand, daß es an dieser Stelle nahezu gar kein Gras gab, weil es von den Masarwa durch Feuer vernichtet war, daß also unseres Bleibens hier nicht sein konnte. Deshalb sandte ich zwei meiner Leute zu Pferd aus, um die nächste in der Nähe gelegene zweite Klamaklenjanaquelle zu besichtigen und uns nach einer besseren Weide umzusehen; durch die andern Leute ließ ich eine Hürde für die Zugtiere herstellen. Drei

der großen, durch ihre Dornen berüchtigten „Barteinbißchen“ Bäume, die vor unserm Lagerplatz standen, schienen für unsere Hürde wie geschaffen. Es war das erstemal seit Monaten, daß ich nicht selbst die Herstellung der Hürde überwachte, sondern es den Schwarzen unter Harry Meintjes Leitung überließ. Ich fand die Hürde am Abend zwar fertig, aber so schlecht gemacht, daß ich, ohne ein Prophet sein zu wollen, ein Ausbrechen der Herde in der Nacht vorherzusagen konnte; das geschah leider auch und bildete den wichtigsten Grund zu jener Katastrophe, von der ich in den nächsten Tagen heimgesucht wurde.

Am Nachmittag kehrte Tom Meintjes heim und brachte die Nachricht, am zweiten, etwa 6½ Kilometer entfernten Weiher befinde sich gutes Weideland; auch hatte er zahlreiche frische Wildspuren wahrgenommen. Bald nach Sonnenaufgang, und nachdem ich den Meinen eine neue Hürde zu machen und die Wagen zu reinigen befohlen hatte, ritt ich fort. Auf diesem Ritt und an dem Gewässer fielen mir abermals die zahlreichen saftig grünen, von mir für Machau gehaltenen Pflanzentriebe auf; sie bildeten stellenweise sogar dichte Rasenstellen. Je weiter ich ritt, desto unruhiger wurde ich; der Gedanke, daß diese Pflanze das den Zugtieren so gefährliche Gift sein müsse, bohrte sich mir immer tiefer in die Seele und wurde immer quälender. Als ich endlich bei einem andern nahen Weiher die Spuren eines kurz zuvor gefallenen Regens erblickte — nach dem ersten Regen in der Frühlingszeit beginnt das Machau zu sprossen —, wurde mir der Verdacht zur Gewißheit. Die Furcht steigerte sich zum Entsetzen, so daß ich mich zu einer möglichst raschen Rückkehr ins Lager entschloß, um ja ein Unheil zu verhüten, wenn ein Fernhalten der Herde von den verderblichen Pflanzen überhaupt noch möglich war. Der

Schweiß tropfte mir von der Stirn; ich hatte Mühe, mich vor den herabhängenden Zweigen und mein Pferd vor dem Anrennen an die dichten Baumstämme zu schützen. Endlich hörte ich Hundegebell; ich hatte gottlob keine falsche Richtung eingeschlagen und war dem Lager nahe.

Einige Augenblicke später befand ich mich mitten im Lager. Erstaunt sehe ich mich um, niemand im Lager, keine lebende Seele; wo sind sie denn alle? — Daß das Unheil in mein Lager eingezogen war, wurde mir in der nächsten Sekunde zur Gewißheit. Ich sehe mich um — da stehen sie ja — alle drüben über dem Weiher am Waldesrand mitten in der Herde. Kaum meiner ansichtig geworden, ruft mir meine Frau auch schon zu: „Oh, rasch, Emil, zwei unserer Zugtiere sind plötzlich schwer erkrankt!“

Ich eilte durch den Weiher, „Machau, das ist Machau!“, rang es sich mir aus der beklommenen Brust. Ja, zwei der besten Ochsen waren vergiftet, die ganze Herde mußte Gift gefressen haben, kein größeres Unglück konnte uns zustoßen! Ich fand die beiden Tiere lebensgefährlich krank, die Vergiftungsanzeichen lagen klar zu Tag; auch andere Tiere zeigten bereits Zeichen der Vergiftung. Die beiden erstgenannten taumelten wie betrunken einher; zeitweilig griffen sie uns an, doch schienen sie dabei mehr unserer Stimme nachzugehen und nicht ihren Augen zu folgen; sie gebärdeten sich wie halbblind; die Muskeln, namentlich jene der hinteren Extremitäten, zuckten ununterbrochen, und die Tiere schienen fortwährend große Schmerzen zu haben; die Bindehaut des Auges und die Schleimhäute der Nüstern und des Mauls waren stark gerötet. Ich trieb die beiden kranken Tiere aus der Herde zum Wagen; ich reichte ihnen starke Abführmittel, alles vergebens, binnen einer Sekunde verendeten beide, laut brüllend in Krämpfen. Es war nun erwiesen, daß die grüne,

verdächtige Pflanze Machau war und daß die Tiere Machau gefressen hatten.

Was geschähe mit uns, wenn hier mitten in der Durfstrecke alle oder die meisten Zugtiere erlagen? Ich wagte diesen Gedanken nicht zu denken, sondern strebte die Stelle sobald wie möglich zu verlassen und zur zweiten Quelle zu ziehen, die ich am selben Tag untersucht hatte. Es wurde der beschwerlichste, mit Zugtieren auf dieser Reise ausgeführte Marsch. Zweiunddreißig große Ochsen spannten wir an je einem Wagen ein, die Tiere waren aber nicht imstande, die Wagen zweihundert Schritt weit, ohne zu rasten, vorwärts zu bringen; alle Augenblicke fielen sie im Joche nieder. Stunden auf Stunden nahm es in Anspruch, bevor wir die wenigen Kilometer bewältigt hatten, und dabei sahen wir uns gezwungen, einen Wagen mitten auf der Strecke zurückzulassen; wir konnten ihn erst einige Tage später nachbringen. Ich hatte allen Grund zur Befürchtung, die gesamte Herde zu verlieren. Innerhalb dreier Tage lagen bereits zwölf Kadaver um uns, und wir selbst waren durch die Anstrengungen, die uns das Abladen der Wagen und die Behandlung der kranken Tiere bereitete, so unwohl geworden, daß wir kaum unsere Glieder zu schleppen vermochten. Eine typhöse Erkrankung machte sich infolge der entstandenen Miasmen bald bemerkbar, und so mußten wir uns trotz unserer Müdigkeit und unserer Krankheit daranmachen, die Kadaver etwas weiter wegzuschleppen, da es die Zugtiere nicht zu tun vermochten; wir spannten uns alle ein, das heißt, wir zogen an den um die Hörner und die Extremitäten der Tiere geschlungenen Lauen und brachten so die toten Tiere etwa 160 Meter weit ab unter den Wind; diese Arbeit beanspruchte zwei volle Tage. Zwei kranke Tiere blieben auf der Weide im Walde liegen und konnten nicht gefunden werden.

Der Tod der erkrankten Tiere erfolgte entweder erst nach stundenlangen Krämpfen oder plötzlich; das Tier erhob den Kopf, spreizte die Vorderfüße auseinander, stieß ein kurzes Gebrüll aus, und mit dem letzten Brülllaut stürzte es tot zur Erde nieder. Die meisten Kranken Tiere kamen zwischen die Wagen und an uns heran, ja sie wankten bis zu unserm Küchenfenster und brüllten, wie wenn sie um Hilfe flehen wollten.

Schon am zweiten Tag saßen auf den Bäumen des tief-sandigen Waldes ringsum zahlreich die „Abdecker“ und Wohl-täter jener Gebiete, die das Mas vertilgenden Geier. In der folgenden Nacht stellten sich auch Hyänen ein, nicht einzeln, sondern in ganzen Scharen. Ihr häßliches Gebrüll, so unangenehm es uns sonst gewesen, war uns diesmal nicht weniger willkommen als die Gegenwart der Geier; denn beide Raubtiere waren diesmal unsere treuen Freunde, sie trugen wesentlich zur Reinigung der Luft bei.

Ich glaube nicht, daß ich in jenen zehn Tagen fünf Stunden geschlafen habe. Unsere Hauptsorge war natürlich die Machaupflanze; wir suchten sie ringsum auszujäten, doch die Gegend ganz giftfrei zu machen, war ein Ding der Un-möglichkeit.

Natürlich unternahm ich vom ersten Ausbruch der Krank-heit an medizinische Eingriffe; alle versagten, auch Brech-mittel. Je mehr ich beobachtete, desto mehr kam ich zu dem Urteil, daß Machau ein Narkotikum sei und ich entsprechende Gegengifte anwenden müsse. Seit Tagen lebten wir von Polenta, kein Wild war erbeutet worden, wir waren zu sehr niedergedrückt, um auf die Jagd zu gehen, und der Mangel der gewohnten Fleischnahrung machte sich namentlich bei meinen Leuten durch auffallende Erschlaffung bemerkbar.

Es war an einem Abend, da traten meine Schwarzen

vor mich hin und baten mich, ihnen den Genuß des Fleisches der an dem Machaugifte umgekommenen Ochsen zu gestatten. Die Schwarzen in Südafrika essen in der Regel das Fleisch aller verendeten Ochsen, wenn es ein anwesender Europäer nicht zu verhindern sucht, was nur selten geschieht. Nach beiderseitigen Auseinandersetzungen gab ich endlich nach, und die Schwarzen, später sogar auch Söllner, schmaussten die Nacht und den folgenden Tag hindurch.

27. Steigende Schwierigkeiten während der Reise nach Norden.

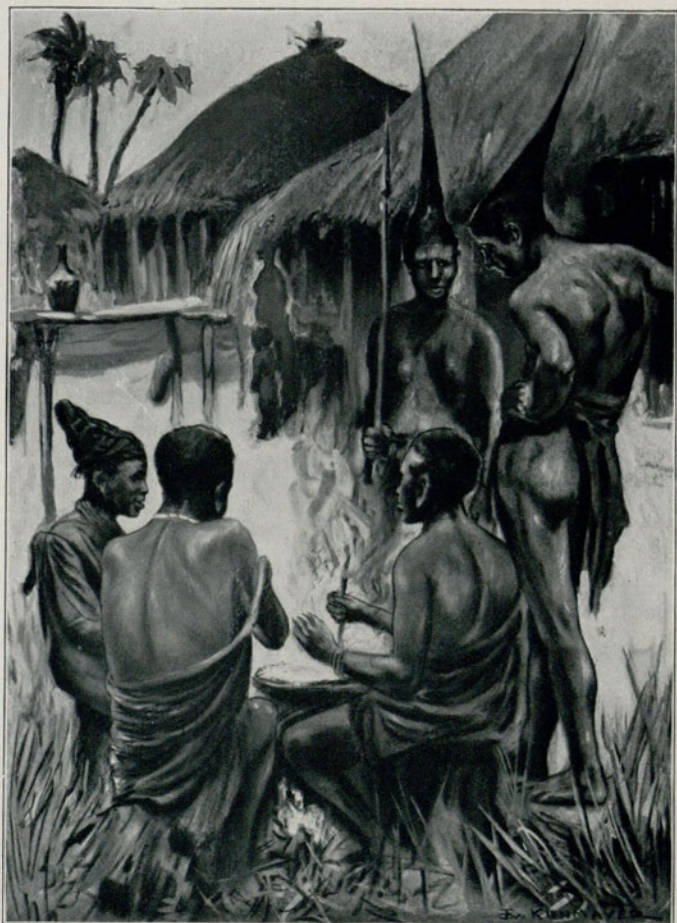
Am 25. September nachmittags verließen wir Deikha, in dem südlichsten Teile des Albertlandes.

Ich zog nach dem etwa 20 Kilometer am Oberlaufe des Matetseflüßchens gelegenen Panda=ma=Lenka, einer Handelsstation, die mir aus der Zeit meines ersten Besuchs bekannt war und die einige wenige Hütten zählte; es war der eigentliche Ausgangspunkt für eine Reise am mittleren Sambesi.

Obwohl 110 Kilometer von der Tschobemündung und etwa 88 Kilometer vom Viktoriakatarakt des Sambesi entfernt, ist Panda=ma=Lenka neben der Tschumostation der nächste Ort, den die Sambesi=Schwarzen zu Tauschzwecken oder wenn sie Arbeit wünschen aufsuchen. Es wurde von dem Elfenbeinhändler Westbech gegründet und hatte seine Glanzzeit in den Jahren 1872—1875.

Nach vier beschwerlichen Märschen erreichten wir am 26. September 1885 die genannte Station.

Nachdem alle Vorbereitungen erledigt waren, die wir in Anbetracht der bald hereinbrechenden Regenzeit mit großer



Matokadorf mit Maschukulumbe-Besuchern.



König Mo-Banza's Residenz.

Eile betrieben hatten, brachen wir am 9. Oktober nach den Viktoriafällen auf.

Erst am 24. Mai 1886 verließen wir Panda=ma=Tenka in einem Wagen, den mir Herr Westbech zur Verfügung gestellt hatte, und zeitig am 27. Mai langten wir im Leschumotale an. In der Nacht vom 1. zum 2. Juni machten wir uns auf und brachten mit Hilfe des Wagens den größten Theil meiner Ausrüstung nach der Tschobemündung auf dem diesseitigen Sambesi-Ufer, das nach einem unmittelbar am Ufer stehenden schattigen Gazungulabaume Gazungula genannt wird; wir wollten hier bis zur Überfahrt über den Sambesi verbleiben.

Schon während meines ersten Besuchs am mittleren Sambesi in den Jahren 1875 und 1876 war mir klar geworden, wie schwierig eine Reise nördlich vom Sambesi mit Hilfe von Trägern aus den Sambesistämmen sein müsse; allein diese Berge von Schwierigkeiten, denen ich jetzt begegnete, da ich diese Reise in Wirklichkeit unternahm, hatte ich nicht geahnt. Alles Ungemach hatte dieselbe Wurzel. Immer und überall fehlte Sepopo, der Allgewaltige am Sambesi, dessen Befehl jedem seiner Untertanen bis ins Mark drang.

Bei meinem ersten Aufenthalt am Sambesi lebte jener „Peter der Große“ unter den Negerfürsten noch; er war allen Weißen eine Stütze, denn er war nicht nur mächtig, streng bis zur Grausamkeit, sondern auch einer Idee zugänglich und ein Mann, der sein Wort zumeist hielt.

Seit dem Tode Sepopos hatten sich die Verhältnisse im ganzen Reiche sehr gelockert, die Herrschaft der Marutse in den östlichen Provinzen hielt sich nur noch zum Schein aufrecht, und gerade durch diese Provinzen führte mein Weg. Auch der moralische Zustand der Völker des Marutse-

reichs war durch die Bürgerkriege seit Sepopos Tod sehr gesunken, um so mehr, als die Nachgiebigkeit einiger Europäer die Eingeborenen dreist und unverschämt gemacht hatte.

Diese Verhältnisse allein schon machten es mir schwer, die Trägerkarawane zusammenzubringen. Dazu kam, daß meine Reise zu den gefürchteten Maschukulumbestämmen ging. Während wir für eine Reise nach dem Süden binnen drei Wochen dreihundert Träger hätten mieten können, fiel es uns ungemein schwer, nur hundert Träger zu gewinnen, und auch diese nur bis zur Marutsegrenze.

Zu Sepopos Zeiten lebten die Maschukulumbe auf gutem Fuß mit den Marutse und den diesen untertänigen Stämmen. Seit dem Einfall des Marutsekönigs Luanika in ihre Gebiete herrschte größte Feindschaft zwischen beiden Völkern, und die Maschukulumbe verkehrten nur mit einigen Matokastämmen, die den Marutse zwar den Namen nach untertan, in Wahrheit aber gar nicht freundlich gesinnt waren. Kurz, die Verhältnisse hatten sich am mittleren Sambesi nach jeder Richtung hin verschlechtert, namentlich die Macht der Weißen war sehr erschüttert, ihr Ansehen war nicht nur geschwunden, sondern zur Zeit unserer Anwesenheit wurde jeder Europäer, der vom Süden kam, mit größtem Mißtrauen angesehen und geradezu als Spion der gefürchteten Matabele behandelt; diese hatten in den letzten Jahren auch den zwischen den großen Salzseebecken und dem Sambesi liegenden Streifen des Ost-Bamangwatolandes in Besitz genommen und waren so den Marutse nähergerückt.

So bereitete mir die Trägerfrage, schon bevor wir auch nur ein Kilometer zurückgelegt hatten, wahre Höllequalen und ließ mich ahnen, was meiner noch wartete. Allein alles dieses Ungemach konnte meinen Entschluß nicht wankend machen, auf neuem Weg in den schwarzen Erdteil

vorzudringen und wieder ein Stück des Schleiers von dem Geheimnisvollen zu lüften.

Eine Hauptschwierigkeit für jeden Sambesireisenden liegt mit darin, daß die Sambesileute, ganz im Gegensatz zu den Sansibariten, sich unter keiner Bedingung als Träger für eine längere Nordreise mieten lassen. Diese Abneigung stammt aus den Zeiten Livingstones.

Viele Eingeborene waren mit Livingstone von Barotse nach der Westküste gegangen, aber nur wenige waren heimgekehrt, und diese brachten solch trübe Schilderungen über die erlebten Mühsale mit, daß ihre Worte im Marutseland als Überlieferung fortleben und jedem als abschreckendes Beispiel dienen. Als das Land, wohin ein Sambesimann nie gehen sollte, galt das Land der Maschukulumbe, wohin ich gerade reisen wollte.

Dieser unbefiegbaren Scheu wegen mußte ich auf einer Strecke von nahezu 500 Kilometer meine Träger zehnmal wechseln. Um Träger zu bekommen, hatte ich bedeutend größere und mehr Geschenke an die einzelnen Häuptlinge zu geben, als z. B. Stanley, der nur die Führer, also einen oder zwei Menschen, für eine mühelose Arbeit zu zahlen hatte.

Ich hatte aus dem Süden und am Sambesi langsam zwanzig Leute zusammengebracht, die mich nicht als Träger, sondern als Diener bis an eine Küste begleiten sollten. An unsern Schlafstellen mußten die Reservegewehre zwischen unsere Lager gelegt werden, da die Träger sie sonst gestohlen hätten. Welch ein Unterschied zwischen meinen Trägern und denen Stanleys, Camerons und anderer, auf die sich diese Reisenden vollkommen verlassen, von denen beschützt sie die Nacht in ruhigem Schlaf verbringen konnten, während wir Tag und Nacht die Horde im Auge behalten mußten, wollten

wir unser Eigentum und später selbst unser Leben in Sicherheit wissen.

Der Charakter unserer Träger wurde von Tag zu Tag schlechter. Die Matokaträger, die in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zum Marutsökönig Luanika standen, schreckten doch manchmal aus Furcht vor Makumbe, dem mir wohlgesinnten Maschupiastatthalter in Mambava, vor Erzfessen zurück. Die freien Matoka gebärdeten sich schon ärger, obwohl die Dörfer, die wir besuchten, noch nie einen Europäer gesehen hatten. Doch das ärgste erlebten wir unter den Maschukulumben.

Die Matoka gingen nur auf drei Tage mit uns; sobald sie vier bis sechs Tage zu gehen hatten, widersetzten sie sich schon, auch wenn sie sich früher für die ganze Strecke verpflichtet hatten; die Maschukulumben aber wollten als unsere Träger nicht „auschlafen“, das heißt nicht über Nacht vom heimatlichen Dorfe fernbleiben; jeden Abend kehrte der ganze gemietete Trägertrupp wieder heim, und ich war gezwungen, für jeden Tag von Dorf zu Dorf neue Träger zu mieten.

Erst anfangs Juni sollte es mit dem Aufbruch ernst werden. Die beiden neu aufgenommenen Diener, die ich zu dem im Osten wohnenden Matokahäuptling Matakala abgesandt hatte, kehrten am 7. Juni mit dreiunddreißig Trägern nach Gazungula zurück. Da Makumbas Stellvertreter, der neunzig Mann stellen sollte, nur dreißig beschafft hatte, mußte ich wiederum warten und konnte am 8. noch nicht abreisen. Ich entschloß mich, die dreiunddreißig Träger Matakalas unter Feketes und Söllners Aufsicht vorauszusenden, um selbst mit den übrigen zu folgen, sobald ich die nötige Anzahl von Trägern angeworben hatte.

Zum Sammeln kam ich in Gazungula wegen der ewigen Plackereien gar nicht.

Nach einem mehrstündigen Marsch langten wir am 13. Juni mittags in Mo=Rukumi, Matakalas Residenz, an. Das Gebiet mag im ganzen 3800 bis 4000 Seelen zählen und reicht bis an die Viktoriasfälle. Matakala ist ein Untertan der Marutse, wird aber König genannt. Er war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, dem Leidenschaften jedoch schon tiefe Furchen ins Gesicht gegraben hatten; sein Blick war ruhelos, und mehr denn alles verriet das unstete Auge, das uns nicht offen anzublicken vermochte, den argen, hinterlistigen Charakter. Er war mit einem kurzen Wollhemd und einer Kattunschürze bekleidet; seine Umgebung trug schmutzigen Kattun, die Ärmeren Lederschürzen von einem ekelhaften Braun.

28. Einiges über die Matokastämme.

Der Weg vom Häuptling Matakala zu Sakasipa, also von der Residenz Mo=Rukumi bis Ki= (Mo=) Sinkobo, legten wir in drei Tagen zurück. Der erste etwa 20 Kilometer lange Marsch führte uns immer nördlich bis zum Abfall des großen Lateritrückens*, an dem Mo=Rukumi gelegen ist. Das Lager befand sich in 1123 Meter Seehöhe. Der zweite Tagesmarsch endete nach 9 Kilometern im obern Teile der Kabonda-Spruit, einem Nebenflusse des Ki-Sinde. Der dritte Tagesmarsch führte nach Zurücklegung von 15 Kilometer in der gleichen nördlichen Richtung bis auf die Höhe eines Lateritrückens, wo Sakasipas Residenz Mo=Sinkobo 1254 Meter über dem Meer lag.

* Laterit, meistens ein eisenhaltiges Verwitterungsprodukt verschiedener Gesteine, das namentlich in den Tropen weitverbreitet ist. Aus der ziegelroten Farbe ist sein Name (later [latein.] = Ziegel) abgeleitet. J.

Das ganze Gebiet Matakalas sowie die bereifte Maschupia-provinz gehören dem Systeme der Lateritrücker an, die Spruit-senken als feichte Täler enthalten und von dem Unterlaufe einiger stets Wasser führender Flüßchen durchzogen sind. Lateritrücker wie Täler sind gut bewässert und daher fruchtbar.

Sakasipas Gebiet besteht in der südlichen Hälfte aus einem Riesenlateritrücker, in der nördlichen aus einem bewaldeten Hügelland, das zum Teil den Mittellauf der genannten Flüsse in sich begreift und weiter nach Norden gegen den Luengefluß zu wieder in Lateritrücker übergeht.

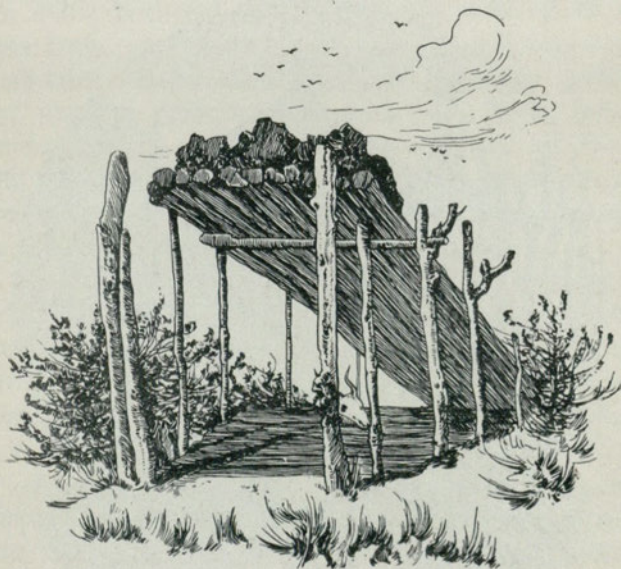
Berglichen mit den Marutse, dem innerhalb des großen Sambesibogens wohnenden herrschenden Volksstamme, stehen die Matoka kulturell bedeutend tiefer als selbst die Maschupia, die Mabunda, Mankoja (Mankoë) und andere der im Marutse-reich wohnenden Stämme. Alles ist bei ihnen primitiver, die Gebräuche einfacher, sie selbst sind viel ärmer.

Die Matoka teilen sich in viele kleine Stämme. Die mächtigsten, aber für den Ethnographen weniger bedeutenden, sind die südlichsten, die einen regeren Handel, auch mehr Feldbau treiben und wohlhabender sind als die zentralen und die nördlicher wohnenden. Die kleinsten Fürstentümer finden sich in den nördlichen Partien, das heißt, unter den unabhängigen „echten“ Matoka. Die südlichen haben vielfach ihre Sitten und Gebräuche eingebüßt, weil sie sich mehr oder weniger den Maschupia und Marutse, im Osten den eingewanderten Makalaka anpassen; dabei haben sie an guten Sitten viel verloren und an Lastern viel gewonnen. Sie sind als Diener für den Europäer weniger geeignet als ihre nördlichen Brüder.

Während die nördlichen Matoka zumeist von reinem Blut sind und einen ganz schwarzen Teint haben, sieht man bei den südlichen Farbstufen von dunkelbraun bis matschwarz.

Der Stamm Sakasipas weist sogar braune Menschen auf, weil er in einem Kampf gegen die braunen Makololo viele Frauen erbeutet hatte.

Die reinen Matoka haben längeren Haarwuchs, wobei die Zotten meist herabhängend getragen werden; sie besitzen in



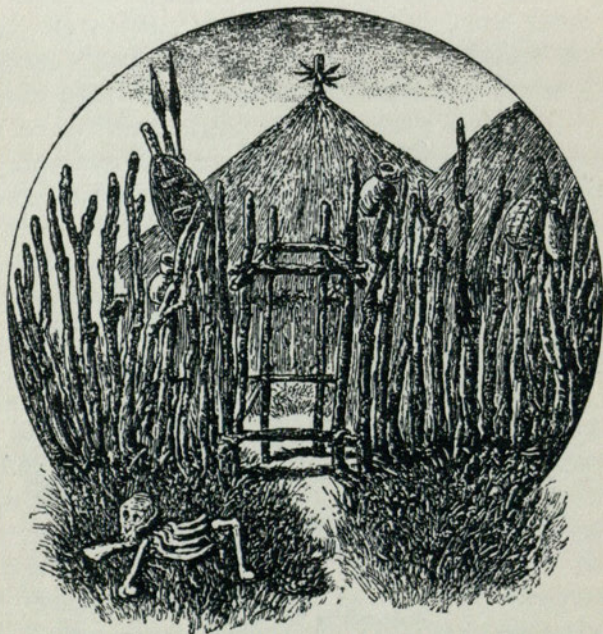
Hänenfalle der Matoka.

diesem Merkmal das untrüglichste Kennzeichen der reinen Rasse; die südlichen Matoka haben kürzeres Haar.

Die nördlichen Matoka lassen dem Haar, das heißt ihrer Wolle, eine besondere Pflege angedeihen; es ist ihr Stolz, und sie verwenden mehr Sorgfalt darauf als auf ihre Kinder. Die südlichen, die infolge der Berührung mit den Marutse

und den Europäern schon größere Bedürfnisse zu decken haben, finden weniger Muße, sich mit ihren Haaren abzugeben, die infolgedessen vernachlässigt werden.

Der wohlhabendste aller Matokastämme ist der Matakalas. Er wohnt Kulturgebieten am nächsten, treibt den



Zugang zu einem befestigten Matokadorf.

regsten Handel, kann sein Getreide gut verkaufen, Viehzucht treiben, und die Leute können sich bei den zufällig Panda=ma=Lenka und die Viktoriasfälle besuchenden Europäern und bei den am erstern Orte wohnenden Mischlingen (Elefantenjägern) leicht als Diener verdingen.

Schon die Wohnung eines Matoka verrät seine tieffstehende Kultur. Die Hütten der Matoka stehen den primitiven Wohnstätten des echten Buschmannes aus der Zeit der Unabhängigkeit nahe. Sie ähneln niedrigen Betschuanahütten; sie sind geräumiger, aber die Wände — mit Ausnahme der Wohnungen der Häuptlinge — sind bedeutend niedriger, nur $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Meter hoch; das Dach ist groß und reicht oft bis zur Erde herab. Die Wände werden ab und zu mit Lehmörtel überworfen, in der Regel aber nur die Ritzen zwischen den einzelnen Pfählen, aus denen die Wand besteht, verschmiert; dies wird so schlecht gemacht, daß der Mörtel bald abbröckelt und sich löst, so daß dem Winde und den Ratten der ungehinderte Zutritt ins Innere offensteht, auch bei den Hütten der mächtigsten Matokahäuptlinge.

In vielen Gehöften finden sich Gerüste zum Aufbewahren von Gefäßen und Körben; in manchen sah ich sogar Gestelle zum Aufstellen von Waffen, der Assagaie und Tragestöcke. Viele Gehöfte sind, ähnlich wie bei den Maschupia und Marutse, mit Jagdtrophäen, Tierschädeln, Antilopenhörnern u. a., geschmückt.

Bei den Matoka arbeitet der Mann ziemlich fleißig, und getreulich hilft er seiner Ehehälfte, die ihn dafür durch reichliche Spenden von selbstbereitetem Hirsenbier zu belohnen sucht. Bei der Feldarbeit bedient er sich einer viereckigen handbreiten Hacke, die in den Gegenden innerhalb des großen Sambesibogens einen sehr gesuchten, kostspieligen Handelsartikel bildet. Für vierzehn solcher Feldhacken kann man eine Frau kaufen.

Man baut zumeist zwei Arten der großen Hirse (Mabele), das Kleinkorn Mause oder Rosa, einen kleinkörnigen Mais, zwei Arten Bohnen, Erdnüsse (Maschoschwani), Jamswurzeln (Manza); ferner zwei Arten Kürbisse und viel

Tabak. Auch die Wälder, in denen die Dörfer der Matoka meist liegen, liefern manches geschätzte Produkt des Pflanzenreiches.

Wegen der Tsetsefliege züchten die meisten Matoka nur Zwergziegen oder ein kleines Fettschwanzschaf; außerdem halten sie Zwerghühner und Hunde, die aber durch den



Stetssetemas ältester Sohn, zum Tanze geschmückt.

Einfluß der Tsetsefliege entartet sind, namentlich ein zu einem Haushund gewordenes Windspiel.

Ein Matoka besitzt in der Regel fünf bis zwanzig Ziegen, manche außerdem zwei bis fünf Schafe.

Da das Klima der dem Aequator näheren Nordsambesgebiete viel wärmer und gleichmäßiger ist als das des

Betschuanagebiets, so brauchen sich die Eingeborenen der Winterkleider halber keine Sorgen zu machen. Ein einfaches Schürzchen aus rohgegerbtem Fell genügt für Winter und Sommer. Das Haar wird nie gereinigt, dafür aber mit allem möglichen eingestreut und durch allerhand Tand aufgeputzt.



Ein Matoka mit dem Riesenrüsselkäfer als Vertilger des Ungeziefers im Haare.

Zu dem gewöhnlichen Aufputz gehören Käfer, zarte Hörner von Antilopen, aufgeblasene Gallenblasen verschiedener Tiere, Krallen von Raubtieren und Raubvögeln, Schildkrötenschuppen oder ganze Schalen junger Schildkröten, Hasenschwänzchen, Knöchelchen verschiedener Tiere, zumeist Zwischenhandknochen, Zähne, bunte Federn, Glasperlen, Holzkämme usw.

Nicht verschwiegen darf werden, daß die Matoka unter allen Völkern Afrikas den nützlichsten Kopfschmuck besitzen, nämlich den Riesenrüffelkäfer, der auf ihrem wolligen Haupt in lebendem Zustand zu Zwecken der Reinhaltung interniert wird. Ich traute meinen Augen nicht, als ich zum ersten Male diese Rüffelkäfer auf ihrer Jagd erblickte.

Man findet diesen schönen und großen südafrikanischen Curculioniden (*Brachycerus apterus*) meist unter den flach auf der Erde liegenden Blättern einer Amaryllis, wo er am Tage wohlgeborgen ruht, um in der Dunkelheit seiner Nahrung nachzugehen. Seine Grundfarbe ist rostbraun bis dunkel- und schwarzbraun; dieses Kapuzinergewand ist mit schönen, roten runden Flecken gezeichnet. Der Käfer ist bei den Matoka und den anwohnenden Makalaka sehr gesucht; er wird gefangen und seiner letzten Fußglieder beraubt, so daß er sich nur wenig bewegen kann.

Eitelkeit ist bei den Matoka wie bei allen Völkern der Erde anzutreffen; ihrer weiteren Ausdehnung tritt aber eine tyrannische Gesetzgebung entgegen. Nur Häuptlingsfrauen tragen Hals- und Brustschnüre aus großen Glasperlen und starkem Messing- oder Kupferdraht, ebenso Armbänder aus denselben Metallen oder aus Elfenbein. Gewöhnliche Sterbliche besitzen wohl auch solche, doch zeigen sie sich fast nie damit, da sie ihnen der erste beste Häuptling mit vollem Recht einfach wegnehmen würde.

Eine sehr wichtige Rolle im Leben der Matoka spielt die Tabakspfeife. Die Pfeifenköpfe sind aus gebranntem Ton, mit eingezeichneten Tierköpfen, Wildschweinen, Gnus, Koenantilopen, Wasserantilopen, Ochsen, Ziegen, Löwen usw. Der Rauch wird durch ein Schilfrohr eingesaugt.

Primitiv wie die Hütten und die Bekleidung sind auch die sonstigen Bedarfsgegenstände der Matoka, die Werkzeuge,

Waffen, Musikinstrumente; auch ihr Kahnbau und die Holzarbeiten sind einfacher Art. Eines der bestvertretenen Handwerke der Matokas ist die Töpferei, wenn sie auch nicht die Höhe einnimmt wie bei den Marutse.

29. Die erste Begegnung mit den Maschufulumbe.

Der erste Marsch von Sakasipa auf dem Weg nach Ki-Schindu endete an der nördlich gelegenen Wasserlache Njama. Am 30. Juni brachen wir von Ki-Schindu auf und legten an diesem Tag einen Marsch von 16 Kilometer zurück. Der Weg führte durch bewaldetes Hügel land und bot stellenweise recht interessante Bilder. Bald hatten wir Sietsetemas Gehöft in Sicht. Die Talebene, in der Sietsetemas Stadt Mo-Monquembo (auch Mo-Kalubanda) liegt, ist ein einziges Humusfeld, das sich zur Regenzeit in einen unergründlichen Sumpf verwandelt.

Am 7. Juli, früh um 7 Uhr, verließen wir das Gehöft und zogen in nordöstlicher Richtung dahin. Wir marschierten an diesem Tag 25 $\frac{1}{2}$ Kilometer und lagerten abends in dem Dorf Ki-Bondo. Diesen Marsch und dieses Nachtlager werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Ich und meine Frau und Leeb litten an diesem Tag an Fieberanfällen. Ausnahmsweise kamen wir auf dem ganzen Marsch nicht über ein Gewässer. Wir durchzogen zuerst eine einförmige, hochbegraсте, stellenweise abgebrannte, mehr oder weniger bewaldete Ebene, die nach Norden mit dichtem Waldgebüsch umsäumt war.

Unser letzter Marsch betrug 18 Kilometer und führte uns zu dem berühmten König Mo-Panza, dem letzten unabhängigen Matokafürsten, dem Grenznachbarn der gefürchteten Maschufu-

lunbe. Ich befand mich also im nördlichsten Gebiet der Matoka, an der Grenze des Reichs der Maschukulunbe, jenes rätselhaften Volksstammes, dessen Gebiet vor mir noch kein Europäer betreten hatte und das meine Phantasie seit 1875 so rege beschäftigte — jenes Volkes, das von allen seinen Nachbarn gemieden, ja sogar als ein Volk von Bestien in Menschengestalt betrachtet wird. Ich wußte, daß Mo-Panza der einzige unter den Matokafürsten war, der mit einigen der anwohnenden Maschukulumbefürsten in ziemlich gutem Einvernehmen lebte, ja mit ihnen auch Tauschhandel trieb; er sollte mir verlässige Auskunft geben.

Ich machte für den König Geschenke bereit, die ihm überbracht werden sollten. Mo-Panza hatte schon, bevor wir ihn erreichten, von unserer Ankunft gehört und schien überglücklich, daß ihn endlich auch Weiße aufsuchten. Er klatschte vor Freude in die Hände, und obgleich ein altersschwacher Greis von etwa 90 Jahren, ließ er sich doch auf die Knie nieder und küßte die Erde; er pries sich glücklich, daß vor seinem Ende noch sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen sei: weiße Europäer zu sehen, die Kattune und Gewehre zu machen verstünden. Ich fand in Mo-Panza einen in der That guten Charakter; obendrein besaß er, was unter den schwarzen Häuptlingen noch seltener ist, einen ebenso braven, redlichen alten Ratgeber.

Bei keinem der auf dieser Reise besuchten Matokastämme traf ich so viele originelle Gestalten wie hier. Ich habe einige zwanzig der auffallendsten Typen des Volkes Mo-Panzas gezeichnet; leider gingen die Blätter bis auf eine Skizze bei Galulonga verloren.

Sehr bald entdeckte ich aber auch etwas, das ich dem biedereren, mit den Göttern verkehrenden König nie zugetraut hätte. Ich fand, daß die Art seiner Geschäfte mit den Maschukulunbe

nichts anderes war als gemeiner Mädchen- und Frauenhandel. Er machte die Geschäfte theils für eigene, theils für fremde Rechnung. Da die Maschukulumbe gern Frauen kaufen, kommen zuweilen südliche Matoka und Makalaka mit dieser Ware zu ihnen. Weil sich aber die meisten dieser Händler fürchten, direkt zu den gefürchteten Maschukulumbe zu



König Mo-Panza.

gehen, besorgt in den meisten Fällen Mo-Panza den Zwischenhandel; er kauft die Frauen, behält davon, was ihm behagt, und tauscht die andern bei den Maschukulumbe gegen Kinder um. Zuweilen geschieht es, daß ihm die Schönen davonlaufen, ohne fürchten zu müssen, von den kleineren Fürsten im Osten ausgeliefert zu werden.

Mo-Panza war, wie ich bald sah, nicht nur Frauenhändler,

sondern trotz seines hohen Alters auch selbst noch ein sachverständiger Amateur. Er heiratete nicht nur schöne Töchter des eigenen Landes, sondern auch minder schöne Töchter der Unterhäuptlinge, um diese durch Blutsverwandtschaft zu treuen Vasallen zu machen. Auch die Witwen dieser Unterhäuptlinge wurden von diesem schwachen Greise nicht verschmäht, um mit ihrer Erbschaft seine Felder, schon urbar gewordene Landstrecken, zu mehren.

Ich fand bei Mo-Panza drei aus ihrem Gebiet entflozene und hier angesiedelte Maschukulumbe. Am 15. traf auch ein „echter“ Maschukulumbe aus dem nächsten Fürstentum ein. Er kam mit vierzehn eisernen Hacken, die er wieder von einem andern Nachbarstamm im Westen für Rinder gekauft hatte, um damit von Mo-Panza eine Frau einzutauschen. Der Mann war bis auf einen anderthalb Quadratmeter großen leichten Rattunlappen, der ihm über die Schulter hing, vollkommen nackt. Die psychologische Studie, die ich an dem ganz teilnahmslos daisitzenden Maschukulumbe machte, verhiess mir wenig Gutes. Die Betrachtung des Mannes liess mich sehr vorsichtig sein; ich hatte an dem Menschen etwas wahrgenommen, was ich nie zuvor an einem Schwarzen in Südafrika beobachtet hatte. Selbst die wildesten Matabelekrieger hatten mein Inneres nie so berührt als der unter den halbgeschlossenen Lidern dann und wann sich scheu hervorstehende Basiliskenblick dieses Menschen.

Am 16. Juli verliessen wir Mo-Ponda, Mo-Panzas Residenz. Der Morgen des 17. Juli 1887 war für uns einer der aufregendsten auf unserer Reise. An diesem Tag sollten wir das so lang ersehnte, für Europäer noch jungfräuliche Maschukulumbegebiet betreten.

Bald standen wir vor den ersten Maschukulumbe auf ihrem Grund und Boden.



Maschukulumbedorf.



Maschufulumbe.

Die Begegnung fiel auf beiden Seiten etwas steif aus; nur hatte diese Verlegenheit bei den Beteiligten ganz verschiedene Ursachen.

Wir Weißen waren etwas befangen von der Wichtigkeit des Augenblicks, meine schwarzen Matokaträger gaben Zeichen der Furcht zu erkennen, und die ersten Maschukulumbe, die wir plötzlich überraschten, wußten nicht was beginnen; sollten sie davonlaufen und ihre Brüder im Dorf zu den Waffen rufen, oder sollten sie auf dem Platz, wo sie eben Schilfrohr für ihre Hütten schnitten, ganz ruhig stehenbleiben oder uns entgegengehen.

Von meinen Leuten angerufen, kamen sie heran. Der Älteste, ein wahrer Herkules, mochte vierzig Jahre zählen, die übrigen standen im Jünglingsalter. Sie waren nackt und trugen leichte Wurfspere, es waren die längsten, die ich je bei Schwarzen gesehen hatte; waren doch die Schäfte zweieinhalb Meter lang, sie trugen Matetele-Langspitzen, das heißt kleine, mit ein- und auch zweiseitigen Widerhaken versehene Affagai-Eisen.

Die Schwarzen hatten sich auffallend schnell von ihrer Überraschung erholt, weil die geschäftige Fama von unserm Anmarsch uns vorausgeeilt war. Leider hatte sie die Kunde verbreitet, wir kämen aus Luanikas Reich und dieser von ihnen so gehaßte königliche Nachbar habe den Matokafürsten, die wir auf unserm Marsche besucht hatten, aufgetragen, für die Beförderung unseres Gepäcks Sorge zu tragen. Luanikas bloße Zustimmung zu unserer Reise hatte uns in den Augen der wilden Maschukulumbe in solch übeln Ruf gebracht, daß man uns von vornherein als Feinde ansah und ebensosehr verabscheute wie haßte.

Eine schlechtere Empfehlung hätten wir nicht mitbringen können als die, Luanikas Schützlinge gewesen zu sein. Die

rohen Maschukulumbe bemühten sich auch gar nicht, ihre Gefühle zu verbergen; aus jedem Blick konnten wir diese lesen und schon nach einer Stunde wußten wir, woran wir waren. Noch hoffte ich als Mediziner den halbverlorenen Posten zu retten, wie mir dieses auf der Reise schon so oft gelungen, doch in wenigen Tagen erkannte ich zu meinem Schrecken, daß diesen Maschukulumbe gegenüber das letzte Mittel, dieser rettende Talisman, nicht mehr verfiel.

Wir seien Luanikas Leute, hieß es, wie konnte man uns da trauen? Wir seien Luanikas Spione, wie sollte man sich da nicht vor uns fürchten?

Wir seien Todfeinde des Landes, Verräter, die unter dem Vorwande, mitleidige Ärzte zu sein, ins Land gekommen seien, wie sollte man uns da schonen und uns noch leben lassen?

Man habe wohl von Weißen gehört, manche ihrer Leute hätten sogar in frühern Jahren Weiße bei Sepopo gesehen, allein diese waren wohl das, was auch wir zweifellos sein mußten, nichts anderes als weiß getünchte Marutse. Marutse mußten wir sein, ob wir nun weiß angestrichen oder durch einen Zauberspruch zu weißen Männern gemacht worden waren. Kein Maschukulumbe wollte von uns Medikamente annehmen, auch wenn ich sie verschenken wollte. Dies war die traurigste Erkenntnis, zu der ich gleich während der ersten Reisetage im Maschukulumbeland kam. Worauf sollte ich unser Ansehen stützen, womit sollte ich die Macht ersetzen, die Stanley oder Cameron mitten unter feindlichen Stämmen durch eine große Zahl treuer, mit Gewehren bewaffneter Träger zugunsten ihrer Reisepläne entwickeln konnten. Ich hatte dem Zauber meines ärztlichen Berufes vertraut; er sollte mir Stanleys Garde ersetzen. Ich brauche mich dieses Irrtums wohl nicht zu schämen.

Mein ärztlicher Beruf hatte uns, seitdem wir das zivili-

sierte Südafrika verlassen hatten, schon unbezahlbare Dienste geleistet; einzig und allein mein Beruf hatte uns unter den Matoka die Weiterreise möglich gemacht, die ärztliche Tätigkeit hatte mir selbst bei feindlich gesinnten Häuptlingen Trägerscharen verschafft und in erster Linie dazu beigetragen, die diebischen Träger zusammenzuhalten oder bei meuterischem Vorgehen zu bändigen. Unbewußt fühlte ich, daß ich auch den zwanzig schwarzen Matokaträgern nicht mehr trauen durfte. Später, leider zu spät, erfuhr ich, daß sie mich betrogen hatten, vom ersten Schritt an, den wir im Maschukulumbeland machten.

30. Das Leben der heimtückischen Wilden.

Vor uns breitete sich eine Ebene aus, die bis auf einzelne hohe Mimosen- und Feigenbäume und zwei Palmen von Riesengras überwuchert war.

Wir kamen zuerst über Felder und passierten Hütten, die nur zur Zeit der Feldarbeit bewohnt waren. Die Felder waren zwar klein, aber die sorgfältigst gepflegten, die ich bis dahin bei Schwarzen angetroffen hatte. Das alleinige Verdienst der fleißigen Feldarbeit gebührt den Frauen.

Die Hütten, die wir sahen, hatten den Betschuanatypus, waren jedoch schmaler und zeigten statt einer zwei Meter hohen Seitenwand eine fast drei Meter hohe und ein ebenfalls kegelförmiges Grasdach, das aber nicht so tief über die Mauer herabreichte als bei den Hütten der Betschuana.

Das von uns zuerst erreichte Maschukulumbedorf Kakumamba stand auf einem freien Raum in dem hohen Grasdickicht; es war von Pfählen umgeben, und die Hütten standen ziemlich dicht aneinander und bildeten einen Kreis, dessen Durchmesser etwa 200 Meter betrug. Die Zwischenräume

zwischen je zwei Hütten waren durch die Pfähle geschlossen, so daß der Eingang zum eigentlichen Innenraum des Dorfes nur durch einen einzigen Einlaß möglich war. Männer, Frauen und Kinder entströmten den ziemlich vernachlässigten Hütten. Die Männer, Jünglinge und Knaben waren durchwegs ganz nackt; die Frauen hatten schlecht gegerbte Letschweantilopenfelle zur Hand, die sie nachlässig um ihre Lenden warfen und am Unterleibe zusammenbanden, indem sie die Haut der Hinterfüße des Tieres als Bänder benutzten; es war ihre einzige Kleidung. Noch an keinem Ort, noch bei keinem der dunklen Stämme Südafrikas hatte ich eine so geringe, lieberliche Bekleidung der Weiber wahrgenommen als bei den Maschukulumbe. Sämtliche Männer trugen Chignons, diese waren meistens 30 bis 40 Zentimeter lang und strebten schief nach hinten oder aufwärts; einer trug seine hohle, am Ende abgerundete Haarfrisur horizontal und bekundete sich damit als Häuptling und Herr des Dörfchens.

Im auffallendsten Gegensatz zeigten sämtliche Frauen zu unserer nicht geringen Überraschung glattrasierte Köpfe; nur Mädchen bis zu zwölf Jahren trugen herabfallende, an zehn Zentimeter lange Haarrollenstümpfen, während Knaben vom gleichen Alter einen am Scheitel aufwärts gekrümmten Haarschopf trugen, der später als Ansatz zu dem Chignon dienen soll. Mädchen unter zwölf Jahren trugen einen Hüftgurt, an dem rechts und links Riemenfransen herabhingen, an denen Muscheln und Hohlblechröhrchen, Zikadenpuppen nicht unähnlich, angebracht waren, was als klingelnder Schmuck und als eine Art Amulett dienen sollte.

Was mir an dem Betragen der Leute besonders auffiel, war ihre Frechheit, die fast an die der Matabele heranreichte. Die uns ohne ein Wort zu sprechen aufgedrungene Führer-

schaft, die später den Trägern und Dienern erteilten Weisungen und so manches andere ließ mich sofort Besorgnisse hegen, die sich leider nur allzubald als in jeder Beziehung gerechtfertigt erwiesen. Meine Diener hatten zunächst viele Mühe, die auf unsere Zwergziegen und Esel losstürzenden Dorfhunde, eine kräftige, doch gedrungene Windspielart, mit ihren Stöcken abzuwehren. Ziegen und Esel waren eben nicht nur den Maschukulumbe, sondern auch ihren Hunden unbekannt.

Das Rind bildet als einziges Haustier den Hauptreichtum der Maschukulumbe; die gute Weide, die Mühelosigkeit der Viehzucht haben den Maschukulumbestamm so faul gemacht. Die oft nach Tausenden zählenden Rinderherden erlauben ihnen mehr als den Zulu und Betschuana, recht wenig zu arbeiten.

Am folgenden Morgen hatten wir Gelegenheit, die Maschukulumbe bei ihrer Friseurarbeit, und zwar in allen Stufen zu beobachten. Da ich bei alten Leuten große Chignons nicht fand, scheint es, als seien die Riesenfrisuren erst seit etwa zwanzig Jahren aufgekommen. Das Haar, das mit einem schwarzen Metallpulver und einem Fettstoff eingeschmiert ist, scheint Ungeziefer nicht zu enthalten. Der Anblick dieser Großchignone macht einen überaus komischen Eindruck; die Menschen müssen den Kopf so steif tragen, daß die gerade aufstrebenden Chignons wie der lange Hals der Giraffe auf ihrem kurzen Körper erscheinen. Nach einigen Jahren und je nach Individualität beginnen zuerst die Schläfenmuskeln zu erschlaffen; sie schwinden allmählich, und der Zopfspieß wird zu einem Zoppschwanz bis zu 110 Zentimeter Länge. Die Frauen erscheinen glattrasiert, ein Beweis weiblicher Opferwilligkeit.

Das Mädchen, das sich der Mann erkauft, hat als Frau das Wollhaar ihrem Herrn zu spenden; es genügt ihm aber nicht. Er rasiert auch seine Sklaven und jene, die er im

Kampf erschlagen; auch kauft er Haare von den anwohnenden Stämmen. Dann bestellt er den Ortsfriseur, der ihm — je nach Belieben — einen faustgroßen oder den etagenförmigen oder gar den Riesenchignon machen muß. Ein solcher Riesenchignon kommt, alles in allem, am Ort auf einen tüchtigen Ochsen zu stehen, den wir Europäer mit 9 bis 10 Meter Rattun bezahlen mußten.

Chignon und Rinderherden sind bei den gemeinen Maschukulumbe, Chignon, Rinderherden und Menschenschädel bei den Häuptlingen das höchste Erdenglück; danach kommt wohl die Pfeife. Frauen, Kriegsspiel und Jagd sind Nebensachen; der Genuß geistiger Getränke, denen sonst andere Bantustämme so sehr ergeben sind, spielt gar keine Rolle.

Durch das Rasieren der Kopfhaare erscheinen die Maschukulumbefrauen um so häßlicher, als die wenigsten von ihnen angenehme Gesichtszüge besitzen. Unter den Matoſa sagte man mir, Maschukulumbemänner hätten, wenn sie Herdenbesitzer seien, in der Regel acht Frauen. Dies mochte früher gewesen sein; ich fand in einer Häuslichkeit nur eine, bei einigen Häuptlingen auch zwei Frauen. Die Reibungen und Eifersüchteleien zwischen den kleinen Maschukulumbefürsten untereinander führen oft zu Kämpfen; dann sucht der eine Stamm womöglich durch scheinbare Angriffe auf einzelne Viehposten die Aufmerksamkeit von dem Hauptgehöft abzulenken, um dieses plötzlich zu überfallen und darin die Frauen zu töten, damit der feindliche Stamm schwach bleibe und nicht leicht durch natürlichen Zuwachs erstarren könne. In solchen Fällen pflegt man gewöhnlich die Weiber und Kinder in den Wäldern zu verstecken, so daß es dem Angreifer nicht immer leicht wurde, die Frauen zu töten. In Gegenden, wo solche Raubzüge zu häufig vorkamen, sind die einzelnen Zweigstämme darauf angewiesen, von den umwohnenden

Stämmen Frauen zu erwerben. Die Preise sind sehr verschieden; am Sambesi kostet eine Frau eine Kuh, auch ein Kanu, ja manchmal nur eine Wolldecke; am Luenge 14 Hacken, also mehr.

Die Maschukulumbe suchten oft die Gehöfte der einzelnen Nachbarvölker auf, um Frauen anzukaufen. Die Frauenverkäufer bieten aber nie ihre schönsten und kräftigsten Frauen zum Tausche an; nur die häßlichsten fallen den Maschukulumbe zu. Diese Weiber sind nie rosiger Laune, da sie es als das größte Unglück und als eine Schmach ansehen, an die wilden Maschukulumbe verkauft zu werden. Die Nachbarstämme, die mit den Maschukulumbe verkehren und ihnen Frauen ablassen, geben ihnen nicht die Töchter ihres Stammes; sie kaufen selbst Frauen, zumeist von südlichen Stämmen, so von den Matoka und Makalaka, und nehmen diese in die Zahl ihrer Frauen auf.

31. Traurige Tage auf dem Marsch ins Unbekannte.

Noch in der Morgenkühle des 18. Juli machten wir uns auf, um den Marsch fortzusetzen, und verließen die erste Niederlassung der Maschukulumbe. Gegen Mittag gelangten wir nach Kaboromanda, der größten von uns gesehenen Niederlassung im Maschukulumbeland. Von Kaboromanda führte ein direkter Pfad in nordnordwestlicher Richtung nach dem Doppeldorf Bosango-Kasenga.

Als der Abend kam, forderten die Diener ihre volle Bezahlung mit der Begründung: „Wir gehen zurück; wir lassen uns nicht von den Maschukulumbe erschlagen!“

Mir wurde es mit einemmal klar, daß die 20 Diener

für uns verloren waren, daß wir auf sie nicht mehr zu rechnen hatten. Ihre Desertion war das ärgste, was uns hier treffen konnte. Wir fühlten alle, daß mit der Flucht der Diener eine Katastrophe über unsere Expedition hereingebrochen war; denn jetzt war bei unserm Vordringen nach Norden die Trägerfrage ganz in die Hände der Maschukulumbe gegeben. Instinktiv fühlten wir, daß wir unter solchen Umständen nicht mehr weit würden vordringen können, allein an eine Umkehr mit den früheren Trägern dachte keiner.

Am nächsten Morgen hörten wir in beiden Dörfern lautes Geschrei. Bald zeigten sich Maschukulumbe, die Brust, Nacken und Gesicht mit Kalk getüncht hatten. Jeder trug eine mit einem Federbusch versehene Lanze. Verwundert sahen wir die Leute an, ohne zu wissen, daß dies Krieg und Feindschaft bedeute. Die Maschukulumbe glaubten, wir seien durch die Flucht der Diener ihnen ausgeliefert und vor allem sehr niedergeschlagen; um sie irrezuführen, lachten wir und scherzten, als sei nichts vorgefallen.

So waren wir also verlassen, gerade in dem Augenblick, in dem mit dem Überschreiten des Luenge ein so wichtiger Schritt vorwärts getan werden sollte.

Ein Unterhauptling, ein Riese von Gestalt, der einzige, der uns etwas freundlicher gesinnt war und bei dem ich jetzt die für uns brennendste Frage der Träger anschnitt, teilte mir nach längerem Hin- und Herreden die Entschlüsse mit, die seine Genossen in diesem Punkte gefaßt hatten. Sein Bericht lautete für uns ungünstiger, als wir erwartet hatten. Die uns gestellten Bedingungen für das Fortschaffen unserer Sachen stellten sich dreimal teurer als jene, auf die wir unter den Matoka hatten eingehen müssen, und die uns schon als drückend erschienen waren. Die Maschukulumbe begriffen sehr wohl, daß wir ihnen mit Haut und Haaren ausgeliefert waren;

sie konnten uns pressen, wie sie wollten. Die Maschukulumbe, die für einen Tag angeworben waren, hatten alles Interesse, diesen Tag vorübergehen zu lassen, ohne viel zu leisten.

Endlich war alles am Nordufer des Luenge.

Hatten wir auf der ganzen Nordsambesi-Reise bis zum 25. Juli, dem Tage, an dem wir Bosango-Kasenga verlassen hatten, fast nur bittere Erfahrungen gemacht, so war das alles nichts gegenüber dem, was wir vom 26. Juli an (dem Tage, da wir den Luenge überschritten) vier Wochen lang täglich erleben sollten.

Ich erklärte am 25. meinen Trägern, ich werde nach Norden gehen, dort, wo ein Höhenzug von Nordost nach Nordwest etwa 50 Kilometer weit die Nordgrenze der Maschukulumbegebiete und ein Einschnitt darin einen Engpaß und einen Pfad kennzeichneten, die ich zu passieren hatte, um auf der kürzesten Strecke das Nordluengegebiet der Maschukulumbe durchqueren zu können.

Unser Weg führte zuerst durch abgeerntete Maisfelder, dann durch die berüchtigten Gras- und Schilfrohrdickichte. Nach 13 Kilometern nahm der Weg eine etwas nördlichere Richtung, und nach 16 Kilometern stießen wir wieder auf den Fluß und mit ihm auf eine seeartige Lagune, die wir umgehen mußten; am jenseitigen Ufer lag das Reiseziel unserer ersten Tage nördlich vom Luenge — das Dorf Nikoba, der Besitz eines nordöstlich in Diluka wohnenden Maschukulumbefürsten.

Als wir uns nach dem über 17½ Kilometer langen Marsch dem Dorfe Nikoba näherten, beschloß ich, das Lager auf dem kurzbegraßten Abhang nahe der Lagune aufzuschlagen. Wir machten uns sofort an das Aufschichten unserer Pakete zu einer Lagermauer, da aus Mangel an Gebüsch uns anderes Befestigungsmaterial fehlte und wir es auch nicht wagen

Konnten, auf längere Zeit das Lager zu verlassen, um Bäume zu fällen, wenn wir nicht unser Leben riskieren wollten.

Das Benehmen der wenigen Maschukulumbe, die uns noch am Abend aufsuchten, bewog uns, zu je zwei und zwei vor und nach Mitternacht zu wachen.

Von einem Maschukulumbe erfuhr ich, daß an der nördlichen Grenze ein Weißer, ein Portugiese, sich bei dem Häuptling Masangu aufhalte; gegen Kattune, Decken und Glasperlen tausche er Elfenbein ein; ein anderer jage jenseits der Grenze weit nach Norden unter den Mankoja Elefanten. Da ich von den Leuten von Nikoba und Diluka noch nichts über die Fremden vernommen, glaubte ich diesem Manne; aber es war alles nur List, Lug und Trug.

Am Morgen des 27. Juli, als wir zum Marsch gegen das Gebiet des Häuptlings Njambo vorbereitet waren, zeigten sich die beiden Dörfer wie ausgestorben. Nur eine alte Frau passierte unser Lager mit einem Topf auf dem Kopfe. Meine Frau, rasch entschlossen, auch dieses Geschöpf über den vermeintlichen Portugiesen auszufragen, ging ihr allein nach und holte sie ein; die Alte gab genau Bescheid, daß ein Mann, der aussehe wie wir, bei Masangu diesseits des schon öfter erwähnten Engpasses wohne. Wir glaubten der Frau und beschenkten sie reichlich; unser Trachten war nur darauf gerichtet, sobald wie möglich zu diesem Weißen zu gelangen.

Eine Woche später, auf unserm Rückzug, erfuhr ich, daß auch der Bericht dieser Frau eine uns arglistig gestellte Falle war. Sie war eines jener eiteln Weiber, die alle Abende Milch für Perlen brachte und bei der letzten Exkursion erwischt worden war. Sie alle sollten dafür geprügelt, ja unsere Berichterstatter sollten getötet werden, weil sie uns heimlich mit Lebensmitteln versorgt hatten. Um der Strafe zu entgehen, erklärten sie sich bereit, uns Nachrichten über den Weißen zu

melden, um uns in unserer Absicht zu bestärken, damit wir gerade die Richtung durch die Sümpfe nach dem Engpasse nähmen und hier angegriffen und vernichtet werden könnten.

Als wir Njambo bis auf einige hundert Meter nahe waren und eben aufatmen wollten, sahen wir mit Entsetzen, wie die achtzehn Diluka-Nikoba-Träger vor uns mit ihren Lanzen die Pakete aufschnitten, die Kattune, Kleider usw. herauszogen und Knaben zuwarfen, die von dem Dorfe, mit Körben in den Händen, ihnen entgegengelaufen waren. Zu gleicher Zeit rückte ein Haufen Maschukulumbe meinen Trägern entgegen und begrüßte diese mit hellem Freudengeschrei. Mein Bemühen ging dahin, die Vereinigung beider Trupps zu verhindern; ich lief deshalb, was ich konnte, um die Träger einzuholen und zum Stehen zu bringen.

Die elenden Diebe hätten wohl noch mehr gestohlen, denn sie waren sehr schnellfüßig, wenn ihnen meine Leute, um wenigstens etwas zu retten, nicht einige Kugeln über die Köpfe nachgefeuert hätten.

32. Die furchtbaren Trophäen.

In dem Augenblick, in dem meine Frau kam, um mir beizustehen, berührte sie meine Schulter und sagte leise: „Schau dorthin!“ Ich sah zuerst sie selbst an und erschrak nicht wenig, denn ich blickte in ein Antlitz, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war. Schon dachte ich, meine Frau sei verwundet, denn ein rascher Lauf, wie sie ihn eben vollendet hatte, macht keine bleichen Wangen, er rötet sie vielmehr. Auf meine Frage höre ich als Antwort dieselben Worte: „Schau dorthin!“ Ich wende mein Haupt mehr nach links und erblicke zum ersten Male jene furchtbaren, berühmigten Trophäen, von denen wir schon so oft gehört, die wir aber noch

in keinem Dorf gesehen hatten, so daß wir die ganze Geschichte für eine Fabel hielten. Hier war sie zur Wirklichkeit geworden.

Einige Meter hinter uns zur Linken stand ein Baum, besser gesagt ein abgestorbener, rindenloser, nicht sehr großer Stamm, den die Maschukulumbe hierhergetragen hatten; die kurzen dünnen Äste ragten wie Fangarme in die Luft; an jedem derselben, bis auf zwei, steckte ein Menschenschädel. Die meisten waren von Raubvögeln glatt abgenagt und von der Sonne gebleicht; einige verrieten durch Fleischreste, daß sie vor noch nicht langer Zeit an dieses Schauergerüst gekommen. Unter den Schädeln hingen Waffen. Sie verrieten uns, wem diese Schädel einst gehörten. Zumeist waren es friedliche Verkäufer der Nachbarstämme — nach den Waffen: Mankoja (Bogen und Pfeil), Marutse (Harpunen-Affagaie), Makalaka (gewöhnliche Affagaie) —, die gekommen waren, gegen Korn, Fischreusen, Tabak und Waffen Felle der Wasserantilopen oder Rinder einzutauschen. Man hatte mit ihnen absichtlich Streit gesucht, oder hatte sie überfallen und ihre Köpfe hier aufgepflanzt. Die Raub- und Blutgier, die uns von jenem Trophäenpfahle entgegengrinste, sagte uns nur zu deutlich, daß wir unter dieser Volke sterben müßten, sobald wir uns nicht selbst zu schützen imstande wären; dieser Schädelpfahl sagte uns auch, daß es uns nichts mehr nütze, im äußersten Notfall den gierigen Maschukulumbe alles, bis auf die Instrumente, Tagebücher und Patronen, hinzuwerfen und zu sagen: „Nehmt alles hin und laßt uns unbehelligt zur Grenze ziehen.“

Beim Anblick dieser Schädel, die uns, im Winde wackelnd, ein „Willkommen“ entgegenzugrinsen schienen, erfaßte uns der Mut der Verzweiflung. „Wohlan denn, nehmen wir den ungleichen Kampf auf; müssen wir schon fallen, dann soll es um einen hohen Preis geschehen!“ —

33. Njambo, der Teufel.

Rurz nach unserer Ankunft im Gebiet des Herrschers Njambo kam er uns mit seinen Unterhäuptlingen im vollen Ornate entgegen, das heißt angetan mit einer über die Schultern geworfenen bunten Plüschdecke. Schon bei Sepopo in Schesheke, im Jahr 1875, hatte ich von Njambo vernommen, und seitdem ich in den Bereich des Sambesi gekommen, hatte ich auf dieser Reise von den Matoka und Marutse Schlechtes über diesen Wüterich gehört. Jetzt sollte ich ihn persönlich kennenlernen, in der ganzen Schwärze seiner Seele.

Njambo war ein Fünfziger, von schwächtiger, nicht großer Gestalt; sein Gesicht trug eine so scharfe Adlernase, wie sie sich selbst bei Europäern selten findet; die Mundwinkel waren nach aufwärts gezerrt, so daß der Mann auch im Augenblick ärgster Erregung zu lachen schien. Das Auge war klein; List und Verschlagenheit spiegelten sich deutlich darin; es erschien mir wie das Auge einer Raubtierkatz, die vor ihrem Opfer hockt, die Lider zur Hälfte schließt, dabei aber unter dem halbgehobenen Augendeckel jede Bewegung scharf verfolgt, um im geeigneten Augenblick das allmählich in Sorglosigkeit eingelullte Tier im plötzlichen Sprung zu fassen. Wie alle Maschukulumbemänner, war auch Njambo im Gesicht und am Vorderkopf glattrasiert und trug am Hinterkopf den obligaten Chignon, der allerdings ziemlich klein und unansehnlich war.

Ich suchte ein freundliches Gesicht zu machen und grüßte ihn und seinen Hofstaat. Durch Fetete ließ ich die für Njambo bestimmten Geschenke überbringen und ersuchte ihn um

Träger bis zur Grenze, womöglich noch heute, nachdem die Diluka=Nikoba-Träger, die meine Sachen bis zur Grenze zu tragen versprochen hatten, davongelaufen waren. „Ja, Träger sollst du haben, nicht heute, sondern morgen“, war seine Antwort.

Später erschien ein Knabe mit einem etwas beschädigten Tongefäß, das Milch enthielt.

Njambo tat uns durch unsern Dolmetsch Muschemani mit lächelnder Miene folgendes kund: er wies auf die Schweiß-tropfen, die meiner Frau und mir auf der Stirne standen, und wies auf die Milch. „Ihr habt euch müde gelaufen; seht den Schweiß auf eurem Gesicht! Erfrischt euch! Die Milch ist kühl und tut euch gut!“ Wir hatten schon sehnsüchtig nach der Milch geblickt, das war unser Glück.

Ein Maschukulumbe trinkt nicht aus einem schadhafteu Gefäß. Warum wurde uns ein solches gereicht? Die Milch selbst hatte einen auffallenden Stich ins Grünliche. „Die Milch ist vergiftet!“ fuhr mir plötzlich durch den Kopf. Wir dankten für das Geschenk. Als uns der König verließ, stieß ich unwillkürlich an den Topf, und etwas Milch wurde verschüttet, die Wittstock, Leeb's Hund, begierig aufleckte.

Am selben Tag noch erkrankte Wittstock, erbrach sich und verendete am zweiten Tag unter sehr heftigen Schmerzen in Konvulsionen; jene vergiftete Milch war schuld, die dieser Teufel mit lächelnder Miene meiner Frau und mir als Labetrunk in seiner freundlich-süßen Weise angeboten hatte.

Njambos Gebiet ist wohl das größte unter den Maschukulumbereichen. Es hat einen Durchmesser von 20 bis 30 Kilometer, von Süd nach Nord, vom Dorf Galulonga im Norden bis an den Luenge; von Ost nach West schätze ich seine Ausdehnung auf 45 bis 50 Kilometer, seine kleinen Dörfer auf zwanzig an Zahl, seine wehrhaften Männer auf 450 bis 500,

die Gesamtbevölkerung auf 850 bis 900 Köpfe, die Kinder auf etwa 7000 Stück und die Zahl der Hunde (nur diese zwei Haustiere gab es auf diesem Gebiet) auf 60 bis 70. Das Gebiet liegt, wie erwähnt, am nördlichen, linken Ufer des Luenge und besteht aus einer hochbegrasten Talebene, die von zahlreichen Lagunen und stellenweise auch Sümpfen bedeckt ist.

Die Talebene kann man von Süd nach Nord in drei Zonen teilen; die dem Flusse anliegende besitzt den höchsten Graswuchs und verläuft ziemlich gerade; je nach den Windungen des Flusses hat sie eine Breite von 3 bis 26 Kilometer. Dann folgt ein ziemlich hochbegrafter Teil, der wohl mehr als hunderttausend heuschobergroße Termitenhügel aufweist; die nördlichste Zone zeigt dichte Gebüsche, mit Schilfrohsümpfen abwechselnd, hier und da unterbrochen von Hainen oder nur von Gruppen hoher, schattiger Riesenmimosen. Das Gebiet ist sehr reich an Wild, Säugetieren und Vögeln; von dem ersteren sind namentlich Ketschwe- und Pukunwasserantilopen, Kabunda-Antilopen, Elande, gestreifte Gnus, Zebras, Flusspferde, Hyänen vertreten.

Da Njambo keine Anstalten machte, uns Träger zu geben, entschloß ich mich an diesem Tag, selbst einen Versuch zu unternehmen, um zu dem Portugiesen zu gehen und ihn um Träger zu bitten.

Die Gebirgskette, die den Horizont von Nordwest nach Ostnordosten abschloß und die Wasserscheide zwischen dem Luenge und einem mit diesem parallel fließenden Flusse bildete, war etwa 30 Kilometer von unserm Lager entfernt; den so oft genannten Paß, über den der Weg zum Portugiesen führen sollte, sahen wir ganz deutlich.

Ich entschloß mich zu gehen; aber zuletzt kam es doch nicht dazu. Es waren namentlich zwei Gründe, die mich bewogen zu bleiben. Einmal der so starke Zuzug von

Bewaffneten ins Dorf und die Überzeugung, daß man einen nächtlichen Angriff plane und ich daher im Lager bleiben müsse, und dann, daß die Nacht stockfinster wurde, so daß ich ohne Führer den Weg unmöglich finden konnte. Wäre ich gegangen, so hätte ich wohl meinen Tod in den Sümpfen gefunden, von deren Vorhandensein ich damals, am 30. Juli, keine Ahnung hatte.



Gazungulabaum und Baobabbäume.

Am Abend steigerte sich der Wind zu einem Südoststorkan, der unheimlich durch die finstere Nacht heulte.

Es wurde immer finsterner. In das Gellen und Rauchen im Dorfe mischte sich das Geheul herannahender Hyänen. Dem wildesten Kriegsgeschrei folgte plötzliche Stille; bald wurde deutlich Getrampel aus der Ferne — vom Dorfe her — hörbar. Sie kamen heraus; sie sammelten sich vor dem Dorfe zum Angriff.



Merkwürdige Frisuren der Maschukulumbe.



Häuptling Njambo.
Originalzeichnung Dr. Golubs.

Des starken Windes wegen ließ ich auch die glimmenden Kohlen auslöschten.

„Dort hat sich einer ein Feuerchen gemacht!“ flüsterte Oswald, der geräuschlos an den ihm zunächst aufgestellten Fekete herankroch; Fekete lenkte sofort ebenso vorsichtig unsere Aufmerksamkeit auf dieses Ereignis.

Direkt gegen Süden, 800 bis 1000 Meter weit, sahen wir eine jähe Feuerlohe aufsteigen. Wenige Augenblicke später schwoh diese Lohe derart an, daß binnen einer Stunde die Ebene sich einige Quadratmeilen weit in ein Feuermeer verwandelt hatte.

Der unfreiwillige Grasbrand hatte einen Anschlag vereitelt, der nicht plumper und teuflischer gedacht werden konnte. Das Feuer auf der Ebene wütete fast bis zum folgenden Mittag.

Nachdem die Verhandlungen mit Njambo wegen der Träger ergebnislos geblieben waren, entschloß ich mich, die Unterhandlungen rundweg abubrechen und mich sofort mit meiner Frau auf den Weg zum Portugiesen zu machen. Nach 10 Kilometern kamen wir an einen tiefen Sumpf. Ich hoffte, bis 3 Uhr nachmittags das Dorf Massangus, das diesseits des Engpasses liegen sollte, und den Portugiesen zu erreichen und bis zur Nacht wieder bei meinen Leuten zu sein. Diese Absicht trieb uns zur höchsten Eile an; doch nach den ersten zweihundert Schritten war mir klar, daß hier jede Eile ausgeschlossen war und daß jeder Schritt vorwärts mit größter Mühe erkauft werden mußte. Ganz von Binsen überwuchert, waren das Wasser und der Schlamm anfangs 50 bis 60 Zentimeter tief, nahmen aber immer mehr an Tiefe zu. Das Wasser war schmutzibraun und verbreitete einen furchtbaren Geruch.

Nach großer Anstrengung und Irrwegen waren wir

endlich vor Erschöpfung zur Rückkehr gezwungen. Leeb erstattete mir folgenden Bericht:

„Bald, nachdem der Herr Doktor unsern Blicken entschwunden war, kam Njambo an uns heran und sagte, für das Geschenk einer Decke wolle er unsere Pakete tragen lassen. Wir gaben sie. Auf ein Zeichen des Königs kamen hundert Träger. Diese stürzten sich mit wahrer Wut auf die Lasten. Es wiederholten sich alle die Szenen und Diebstahlsversuche von Bosango. Als ich den verwegenen Diebstahl erkannte, waren die Diebe längst im hohen Grase und Schilf verschwunden, so daß ich ihnen auch nicht eine Kugel nachsenden konnte.“

„Wo sind Fekete und Oswald? Wo ist das übrige Gepäck?“

„Noch nicht zur Stelle.“

Gegen Abend wurde Feketes und Oswalds Ankunft gemeldet.

Auf einmal kamen acht Schwarze, die Schürzen trugen. Es waren acht Deserteure aus der Zahl der neunzehn Diener, die ich für die ganze Reise gemietet hatte, die mich aber in Bosango so feige verlassen hatten. Jetzt suchten sie uns wieder auf, nachdem sie durch die Flucht unser Unglück heraufbeschworen hatten.

Die Rückkehr meiner acht Diener war mir ein Wink des Himmels. Ich plante, der kritischen Lage sobald wie möglich ein Ende zu machen und schon in der folgenden Nacht zum Portugiesen zu gehen. Ich entschloß mich, meine Frau, Leeb und sieben Diener mit mir zu nehmen. Fekete und Oswald mit zwei Schwarzen wollte ich im jetzigen Lager bei Galulonga zurücklassen.

34. Der Untergang der Expedition.

Um die Feinde ja nicht auf unsern Abmarsch aufmerksam zu machen, huschten wir wie Gespenster ins Freie und schlichen zu dem Sumpfe hinab, um längs desselben in nordöstlicher Richtung die gesuchten Pfade zu finden.

Den Höhenrücken, der sich von Nordwest bis Osten hinzog und in Nord und Nordnordost zwei sattelförmige Einsenkungen aufwies und vor dem sich im Osten einige kegelförmige Höhen erhoben, nannte ich die Franz-Josefs-Berge. Sie bildeten wohl an ihrem Nordabhang die Grenze des Maschukulumbegebiets nach Norden hin. Sie sind felsig, schwach bewaldet und schließen mit ihrem mittleren Teil einen Halbkessel ein, die großen Galulongasümpfe.

Der Sumpfboden war so weich, daß meine Frau nur mit größter Mühe von der Stelle konnte und ich sie etwa 150 Meter weit tragen mußte. Das Wasser wurde immer tiefer und drang bald in unsere hohen Stiefel, so daß wir diese mit niederen Schuhen vertauschten. Die Stiefel gaben wir den Schwarzen zu tragen. Als der Sumpf an Tiefe zunahm und wir stellenweise bis in die Brust im Wasser waten mußten, wurde das Gehen so beschwerlich, daß es weder ich noch meine Frau merkten, daß wir im Sumpf unsere Schuhe, die Schwarzen ihre Sandalen verloren hatten. Wir empfanden wohl einen erst brennenden, dann stechenden Schmerz; aber erst als wir den nächsten der hier 30 bis 60 Meter voneinander aus dem Sumpfe emporragenden Termitenhügel erstiegen hatten, sahen wir das Unheil. Die zahlreichen Dornen, sowie die scharfen Schilf- und Palmblätter, die im Sumpfe lagen, hatten unsere nackten Füße verwundet. Meine Frau verlangte ihre hohen Stiefel, doch bekam sie nur einen, ebenso wie auch ich nur noch einen erhalten konnte, die fehlenden waren wohl

beim Passieren einer tiefen Sumpfstelle einem Träger vom Stocke gegelitten, ohne daß er es gemerkt hatte.

Der Sumpf war sehr ausgedehnt, nach Nordost und Südwest schien er mindestens 30 bis 40 Kilometer breit zu sein. Sechs Stunden schon dauerte dieser Marsch von Galulonga, bis auf ein Kilometer ging die Reise ständig durch Sumpf. Endlich betrat ich, vorausschreitend, wirkliches Festland, und unsere Lebensgeister hoben sich wieder. Wir mochten etwa 400 Meter, stets ansteigend, zurückgelegt haben, als zur Rechten in den Bäumen und etwa 300 Meter vor uns ein Dorf zum Vorschein kam.

So war es auch. Ein Doppeldorf, eines der größten, die wir gesehen, aber verlassen, lag vor uns. Wir gingen an dem Dorfe vorbei — doch nun kam das Dilemma, einige zwanzig nahezu gleichstark getretene Pfade führten nach allen Richtungen, und da uns gerade die drei nach dem Engpasse als die unscheinbarsten und am wenigsten benutzten erschienen, blieb nichts anderes übrig, als ein wenig zu warten, um uns zu orientieren. Da kam, wie es schien, eine unerwartete Hilfe. Eine Truppe Maschukulumbe und Mankoja-Tabakverkäufer eilte auf dem westlichen Pfade daher; wir hielten sie an und fragten nach dem Wege zu Massangu. Das Wort Massangu schien ihnen unverständlich, ein Fürst Massangu existiere in der Gegend nicht.

Ich konnte anfangs nicht daran glauben, daß wir so hintergangen sein konnten, und fragte nach dem „Portugiesen“; ob nicht ein Mann mit ebensolcher weißen Haut wie wir bei einem der nächsten Häuptlinge nach Norden zu wohne?

„Nein, nein“, antworteten sie mit Bestimmtheit.

Der Gedanke, daß die bei den Mankoja gesuchte Hilfe mehr als problematisch sei, nachdem der Portugiese sich als

Schimäre erwiesen, gewann immer mehr an Macht. Ich gab das Zeichen zur Rückkehr, nachdem wir einer Hügelreihe bis auf 13 Kilometer nahegekommen waren.

Mit furchtbarer Klarheit stand der teuflisch einfache Plan der Maschukulumba von Galulonga vor unsern leider jetzt erst sehenden Augen. Es gab nicht nur keinen Portugiesen, es gab auch keinen König Massangu!

In Galulonga wollte man uns teilen, um uns im Sumpf und gleichzeitig auch die Besatzung des Lagers anzugreifen.

Nun war alles entschieden! Rasch zurück, nicht bis zum Abend, wie ich es versprochen, bis zum Mittag mußten wir wieder im Lager sein!

War jener sechsstündige Marsch sehr mühevoll, so war es der zweistündige Rückmarsch noch viel mehr. Endlich war Galulonga in Sicht. Wir nähern uns dem letzten tiefen Sumpfe; er ist eigentlich der Abfluß des Weichbodens. Jenseits des Wassers kommt noch etwa 600 Meter Schlammboden mit wenig Wasser, dann folgt trockenes Land, das Gebiet Galulongas.

Ich war der erste, der in das Wasser trat. Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als meine Aufmerksamkeit auf einen hellen, vor mir durch das Schilfrohr blinkenden Gegenstand gelenkt wurde. Ich ging näher, und bald wurde der Gegenstand deutlicher sichtbar. Es war ein Gewand, ein Hemd. „Das ist ja Fekete!“ rief ganz bestürzt der schwarze Diener Mapani.

„Fekete?“

„Ja, Herr, ganz sicher.“

„O, dann ist das Unglück schon geschehen; das Lager ist geplündert und Fekete ist auf der Flucht!“

Bald schallte das Plätschern eiliger Schritte durch das Dickicht an unser Ohr, und doch schien uns die kurze Spanne Zeit, bis Fekete erschien, eine Ewigkeit. Mit Atemnot

Kämpfend, berichtete er in wenigen Worten die Katastrophe der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition.

„Herr Doktor, alles, alles ist verloren! Oswald tödlich verwundet, das Lager geplündert! Die Ereignisse waren so plötzlich gekommen, daß ich ohne Jacke, ohne Schuhe, ohne Patronentasche, wie ich ging und stand Oswald beispringen mußte und nichts, gar nichts retten konnte.“

Fekete hatte sich am Abend zuvor mein allgemeines Tagebuch in seine Jacke gesteckt, um im Falle eines Angriffs auf das Lager wenigstens diese mir so wichtigen Notizen retten zu können. Nun mußte ich hören, daß alles verloren war. Alles, der letzte Rest der mühevoll geretteten Ausrüstung, die 4500 Patronen, unser Zelt, unser Banner, die wertvollen Instrumente und alle meine Tagebücher. Der letztere Verlust war wohl der ärgste, der mich hier treffen konnte. Bargen doch ebendiese zweiunddreißig Bücher die Erläuterungen zu den umfangreichen Sammlungen. Bis zu jenem 2. August, dem letzten Angriffstage, waren in sie auf 2000 eingeschriebenen Seiten und in 700 Zeichnungen alle wissenschaftlichen Resultate dieser Reise eingetragen worden. Der Gedanke, daß mir mit diesem Verlust der Tagebücher mein ganzer wissenschaftlicher Entdeckerruhm geraubt worden war, ja sogar auch die Berechtigung, in Europa über meine so schwierige Reise auch nur zu sprechen, wirkte niederschmetternd auf mich und ließ mich alle näherliegenden, unsere persönliche Rettung betreffenden Gedanken vergessen.

Endlich kam ich wieder zu mir. Gab es überhaupt für uns noch eine Rettung, so lag sie im Süden. Wir hatten alles verloren, nur unsere Gewehre nicht, und das konnte uns retten. Vor allem galt es, dem siegestrunkenen Feinde das verlorene Lager wieder abzuräumen; so war vielleicht noch manches zu sichern. Mit wahrer Todesverachtung gingen wir

direkt auf das Lager los, entschlossen, einen Verzweiflungskampf zu wagen.

Wir überraschten die Feinde, die uns noch ferne wäbnten, so dabß sie erschreckt aus dem Lager eilten. Auf dem Weg zum Lager sandte ich Fekete mit Leeb nach rechts in jenes Schilfrobrdicbicht, wo Fekete Dswald Söllner niedergelegt hatte, um nachzuseben, ob er noch lebe. Meine Gesandten trafen den armen Kameraden sterbend an; durch die Lanzenwunden drängten sich bereits innere Organe hervor.

Bald erreichten wir das Lager; dort fanden wir fünf beschriebene Tagebücher, einige verstreute Kerzen, Stiefel und eine kleine Kassette mit fünfzig Winchesterpatronen.

Vor dem Dorf hatten sich etwa bundert Feinde, lanzen-scbwingend, aufgestellt. Sie empfingen mich mit Zohlen und Geschrei, wichen aber doch zurück. Das Dorf selbst war dicht besetzt. Mein Entrinnen ärgerte die Feinde offenbar sehr; sie konzentrierten nun alle Streitkräfte und schoben sich als dichter Schwarm zwischen unser Lager und die Stelle, wo Dswald lag, so dabß an eine Rettung oder Bergung selbst der Leiche Dswalds gar nicht zu denken war.

Unter solchen Umständen hieß es den weiteren Kriegsplan entwerfen. Im Lager konnten wir uns nicht halten; ein Durchbruch nach Norden wäre reiner Selbstmord gewesen, nur im Süden lag noch ein Rettungsscbimmer. Ich gab den Befehl zum Abmarscb nach Süden.

Die Mascbukulombe hatten längst das Lager erreicht, die Hälfte ihres linken Flügels und einige fünfzig vom Zentrum raufsten schon lustig miteinander um die im Lager zurückgelassenen Pakete. Sie durchschauten unsern Plan und suchten vor uns an den Sumpf zu kommen und uns von unserem Marsche nach Süden abzudrängen.

In einem Bogen laufend überholten sie uns; schon

begannen ihre Flügel seitlich heranzudrängen. Unterdessen kamen auch wir bis an den Rand des Sumpfes. Als die Feinde merkten, daß wir ihnen mit dem Überschreiten dieses Weghindernisses entinnen könnten, drang ihre ganze Kolonne vorwärts. Wir waren in Gefahr, die Lanzen von drei Seiten zugleich zu empfangen.

Dieser Augenblick war gefährlich. Ich gab Befehl zum Feuern, mit der Weisung, die feigen Bestien womöglich nur zu verwunden und nicht zu töten.

Die Wirkung dieser einen Salve war unbeschreiblich. Der ganze Haufen blieb wie angewurzelt stehen; von einem weitem Angriff oder von einer Fortsetzung der Verfolgung war für den Augenblick keine Rede. Viele eilten zu den Verwundeten, einzelne drohten schreiend von den Termitenhügeln aus, auf die sie sich geflüchtet hatten. Wir nutzten den günstigen Moment und eilten durch den Sumpf, soweit man bei einem Durchwaten, bei dem das Wasser bis an die Brust geht, überhaupt von Eile sprechen kann.

Aus dem Schilf kamen wir ohne Unfall auf eine begraste, höher liegende, mit Termitenhügeln übersäte, zwei Kilometer lange Ebene.

Ich unterlasse es zu schildern, wie bei jedem Schritt unsere blaurot geschwollenen blutenden Füße neue Risse und Wunden empfangen, welche Schmerzen das Auftreten und das Eindringen der Asche der kürzlich ausgebrannten Grasebene, des Staubes und an tieferen Stellen des Schlammes in die vielen Wunden verursachten. Jeder Schritt vorwärts war von Stöhnen und Wehrufen begleitet. Meine Frau litt am meisten; doch ein Versuch der Schwarzen, sie zu tragen, mißlang vollkommen, denn selbst die dicke Haut dieser Naturkinder vermochte den Stacheln nicht zu widerstehen.

Mein Rettungsplan beruhte darauf, daß wir noch am

Abend das Nordufer des Luenge erreichen würden, zu einer Zeit, in der die Eingeborenen an uns gewiß noch nicht dachten und ihre Boote am Ufer unbewacht liegenließen.

Als wir drei Kilometer weiter gekommen waren, zeigte sich bei uns allen namentlich infolge des wahnsinnigen Durstes eine solche Ermattung, daß ich selbst glaubte, jetzt sei es mit dem Weitermarsch zu Ende.

Da kamen einige Bäume in Sicht, nach denen wir uns orientierten; wir waren in der Nähe von Njambos Dorf. Gegen 6 Uhr kamen wir zur ersten Lagune, wir überschritten sie, ebenso die zweite an seichten Stellen.

Es war Mitternacht, als ich das Südufer des Luenge betrat.

Der 2. August 1886, jener Tag, an dem das Schicksal uns furchtbare Erlebnisse beschieden hatte, war zu Ende.

35. Flucht nach Süden und Rückkehr in die Heimat.

Der Marsch, den wir am 3. August 1886 antraten, begann sofort mit Schwierigkeiten, da die Talebene drei Kilometer weit, bis an das Doppeldorf Bosango-Kasenga, abgebrannt worden war und es sehr schwer hielt, auf der ganz schwarzen Fläche die ebenfalls dunklen Moorpfade zu erkennen.

Die Order für diesen Tag war: Unbeobachtet soweit als möglich nach Süden zu eilen, damit wir der Fama zuvor kämen, wenn wir auch da und dort beim Erreichen eines Maschukulumbedorfs auf unschlüssige, mit unserer Lage nicht vertraute Feinde stoßen würden.

Anderthalb Stunden marschierten wir, zumeist unter schattigen Mimosen, mußten jedoch der wachsenden Schmerzen wegen einige Male rasten.

Je weiter wir gingen, desto unerträglicher wurde der Marsch, desto häufiger mußten wir rasten, desto lauter wurden unsere Klagen. Gegen Mittag betraten wir einen Palmenwald, nach unserer Meinung jenen von Kaboromanda.

Das süßliche Fleisch der Fruchtschale der Palmenfrüchte vermochte unsern Hunger nicht zu stillen, da die meisten Früchte noch unreif waren und uns mehr schadeten als nützten. Kaboromanda hatten wir am Rückweg von allen Maschukulumbe-Fürstensitzen am meisten zu fürchten. Das Unglück wollte, daß gerade in diesem Palmenwald meine arme Frau schließlich, von den furchtbaren Schmerzen in den wunden Füßen überwältigt, niedersank und sich nicht mehr von der Stelle zu rühren vermochte. Die Bandage um ihre Füße war längst infolge des harten, trockenen Grases und der Baumwurzeln im Wald unbrauchbar geworden; ohne Hülle an den Füßen, vermochte sie kaum mehr einen Schritt zu machen. Ich riß wieder Fäden von meiner Tasche herunter; auch ein Hemd mußte herhalten, um Bandagen für alle daraus zu machen.

Der Augenblick, als meine arme Frau halbtot hinsank, um, wie sie glaubte, zu sterben, wird mir ewig gleich furchtbar vor der Seele stehen; es war die traurigste Episode während des ganzen schrecklichen Rückzuges. Noch immer klingen mir ihre Verzweiflungsrufe in den Ohren.

Nachdem wir anderthalb Stunden langsam emporgestiegen waren, künbigten unsere Schwarzen fünf Maschukulumbehütten an. Die Schmerzen meiner Frau wurden unerträglich, sie konnte sie nicht mehr nieder kämpfen. Als ich sie anblickte, sah ich hellglänzende Tränen über ihre Wangen rieseln. In diesem Augenblick passierten wir das Feuer vor einer Hütte; an ihm saßen einige meiner Träger, zwei Maschukulumbe und die drei Matoka. Ich erkannte in ihnen drei

der ärgsten aus der Zahl jener von Mo-Panza gemieteten Matokaträger, die uns auf dem Zug nach Norden zweimal in Kaboromanda im Stiche lassen wollten, die bei Bosango-Kasenga die Maschukulumbe gegen uns aufgehetzt und die meine 19 Diener durch Überredung und Einschüchterung zur Flucht bewogen hatten. Wenn jemand aus der Zahl meiner Feinde auf dieser Reise eine Kugel verdient hatte, so waren es ebendiese Schwarzen. Meine Hand zitterte, als ich an ihnen vorüberging. Sie stierten uns nach, namentlich meiner Frau, deren Wunden wieder aufgerissen waren, so daß sie heftig zu bluten begannen. Ihr Auge verfolgte meine Frau und ihre Fußspur.

Was ist das, sehe ich recht? Nur zu wohl; ihre Füße bluten jetzt derart, daß jeder Schritt seine Spur auf dem Sande zurückläßt. Bevor ich noch heraneilen konnte, um ihre Füße besser zu umwinden, standen die Schwarzen vor uns und, in die Hände klatschend, warfen sie sich auf die Erde!

„Was wollt ihr?“

„Herr, wir, die Kinder Mo-Panzas, grüßen dich, wir haben vernommen, was dich und deine Frau und deine Leute betroffen und beklagen dich und dein Geschick. Herr, wir wollen dir helfen!“

„Ihr mir helfen?“

„Ja, siehe dein Weib, sie kann nicht weiter, sie wird euch zur Last, ihr seid noch im Gebiete der Maschukulumbe, ihre Lanzen schweben noch über eurem Haupte, darum gestatte, Herr, daß wir dein Weib tragen.“

Ich traute meinen Ohren nicht, am wenigsten meine Frau. Die furchtbare Qual des Gehens sollte wenigstens einige Stunden lang von ihr genommen sein.

„Doch hört, ihr Leute, ich habe nichts, um eure Mühe zu

entlohnem, nicht einmal ein Luch, für welches man eine feiste Ziege kaufen könnte.“

„Nein, Herr, wir wollen keine Bezahlung, solange wir es vermögen, tragen wir deine Frau, jedenfalls aber über die Grenze.“

Das Samariterwerk, das drei Vertreter des Stammes, sonst böse, wilde Gesellen, jetzt an meiner Frau vollbrachten, söhnte mich nicht nur mit ihnen aus, es zeigte mir auch, daß im Innersten aller Menschen ein Rest von Gefühl wohnt, der auch den Barbaren zu edlen Laten treibt. Diese Fähigkeit des Mitgeföhls läßt mich an die Erziehungsfähigkeit der Naturvölker glauben.

Die Matoka machten sich sofort ans Werk; sie schnitten mit ihren Lanzen ein Bäumchen als Tragstange ab und sammelten Palmblätter; ein gegerbtes Ochsenfell, das dem einen als Mantel für die kalten Nächte diente, bildete die eigentliche Hängematte. Meine Frau wurde daraufgelegt, dann wurde sie in die Haut eingewickelt und mittels der Blätterrippen einer Palme an die Tragstange angebunden. Wir halfen den Trägern die Bürde zu schultern; dann ging es vorwärts, so rasch, daß ich nur mit genauer Not nachzuhinken vermochte.

Am Nachmittag des 7. August kamen wir nach Mo'Nponde, Mo-Panzas Gehöft. Am 16. August erreichten wir das Dorf Sikiwinda, wo der Häuptling Siatschongwa residierte, und am 23. setzten wir unsern Marsch fort nach Gajungula. —

* * *

In Fegen gehüllte franke Bettler standen wir vier Europäer Ende August 1886 am Sambesi. Nun galt es, die weite Reise nach Europa zu machen; für mich als Mann der Wissenschaft galt es aber auch noch, meine wissenschaftliche

Ehre zu retten. Wenn ich mir auch sagen mußte, daß die bei den Maschukulumbe erlittenen Verluste durch nichts zu ersetzen seien, so wollte ich doch noch sammeln, was mir eben möglich war. Die Lösung dieser zwei Aufgaben, der Heimreise und der Vervollständigung meiner Sammlungen, nahm zunächst meine Zeit und Kraft in Anspruch. Vor allem sah ich, daß wir uns hier an der Tschobemündung geistig und materiell sammeln mußten, um überhaupt weiterkommen zu können. Dazu kam noch die äußere Ursache, daß ich erst drei Monate nach unserer Ankunft von Herrn Westbeech einen Wagen bekam, um südwärts reisen zu können.

Am 29. November, nach einem dreizehnwöchigen Aufenthalt, verließen wir Gazungula und die Vereinigung der beiden großen Ströme Sambesi und Tschobe. Wohl hatte dieser Aufenthalt der Sammlung die größten und seltensten Säugtiere und die wertvollsten Vögel, sowie viele andere Objekte aus den übrigen Gebieten der Naturwissenschaften zugebracht, allein wie schwer war nicht diese Ausbeute errungen worden!

Drei Monate hatten wir alle hier mit dem Tode gekämpft, der in Form von Malaria und Dysenterie mehr als einmal an uns herangetreten war, dazu kam noch Leeb's Verwundung durch einen Leoparden. Der Medikamente und des Salzes entbehrend, oft auch nur auf das trockene Wildfleisch angewiesen, hatten wir kaum so viel an Gewand und Wäsche, um unsere Blößen zu decken, und dabei qualte uns die furchtbare Erinnerung an das Mißgeschick im Maschukulumbeland. —

Am 29. November verließen wir Gazungula, am 6. Dezember erreichten wir Panda=ma=Tenka und am 11. Februar 1887 Schoschong, damals die nördlichste Station europäischer Kultur in Innerafrika; dort blieben wir bis zum 8. März.

Am 17. März gelangten wir zum Limpopo, zehn Tage

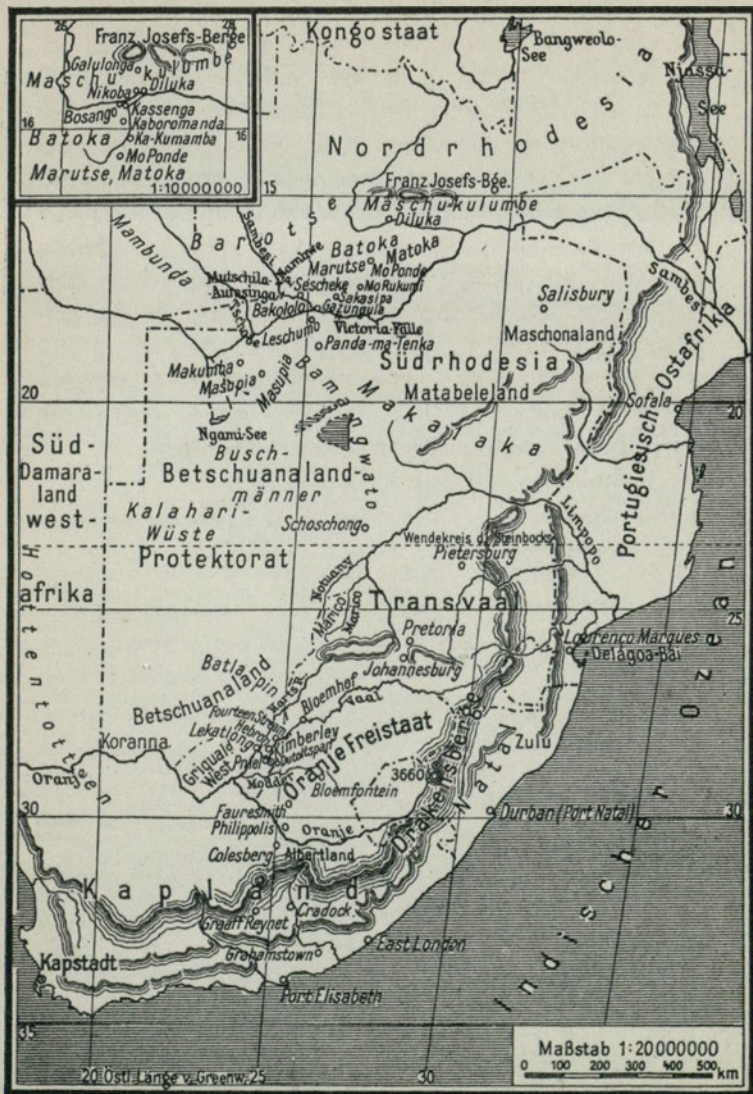
später nach Linoana, von wo wir erst am 20. Juni Abschied nahmen. Der Aufenthalt in der letzten Station ergab 23 mit Sammlungen gefüllte große und mittelgroße Kisten.

Weiter nach Süden reisend, gelangten wir über Christiana zum Baalfluß und kamen nach einem dreitägigen Marsch nach Kimberley. Ich hatte vor, dort und in den benachbarten Minen zwei Wochen lang geologische und kommerzielle Studien zu machen. Endlich hieß es auch von Kimberley scheiden. Nach einer dreistündigen Eisenbahnfahrt langten wir in Kapstadt an, wo wir von Bekannten und Freunden herzlich aufgenommen wurden.

Anfang September landeten wir nach einer achtzehntägigen Schiffahrt auf dem „Tartar“ in Southampton; von dort ging es der heißersehnten Heimat entgegen.



Sonderkarte zu Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas



Reisen und Abenteuer

Die schönsten Reisetwerke der Neuzeit
in billigen, gut ausgestatteten Ausgaben

- Bd. 1 **Oven Hedín**, Abenteuer in Tibet
Bd. 2 **Oven Hedín**, Transhimalaja
Bd. 3 **Kapitán Scott**, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch)
Bd. 4 **Georg Schweinfurth**, Im Herzen von Afrika
Bd. 5 **H. N. Stanley**, Wie ich Livingstone fand
Bd. 6 **Kapitán Scott**, Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten)
Bd. 7 **Oven Hedín**, Durch Asiens Wüsten
Bd. 8 **Oven Hedín**, Zu Land nach Indien
Bd. 9 **A. E. Nordenskiöld**, Umgehung Asiens und Europas
Bd. 10 **H. N. Stanley**, Im dunkelsten Afrika
Bd. 11 **Georg Wegener**, Erinnerungen eines Weltreisenden
Bd. 12 **Gustav Nachtigal**, Sahara und Sudan
Bd. 13 **Ernest Shackleton**, Im sechsten Erdteil
Bd. 14 **Walter v. Rummel**, Sonnenländer
Bd. 15 **B. S. Childer**, Untergang der Jeannette-Expedition
Bd. 16 **Statin Pascha**, Feuer und Schwert im Sudan
Bd. 17 **Einar Mikkelsen**, Ein künstlicher Robinson
Bd. 18 **H. N. Stanley**, Mein erster Weg zum Kongo
Bd. 19 **Oven Hedín**, General Prschewalkskij in Innerasien
Bd. 20 **Oven Hedín**, Meine erste Reise
Bd. 21 **H. N. Stanley**, Auf dem Kongo bis zur Mündung
Bd. 22 **Henry S. Landor**, Auf verbotenen Wegen
Bd. 23 **Oven Hedín**, An der Schwelle Innerasiens
Bd. 24 **Otto Sverdrup**, Neues Land
Bd. 25 **Hans Meyer**, Hochtouren im tropischen Afrika
Bd. 26 **Douglas Mawson**, Leben und Tod am Südpol
Bd. 27 **Arthur Berger**, Auf den Inseln des ewigen Frühlings
Bd. 28 **Wilsalmur Stefansson**, Jäger des hohen Nordens
Bd. 29 **Prinz Nag zu Wied**, Unter den Rothäuten
Bd. 30 **Emil Holub**, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas
Bd. 31 **L. V. Manfilla**, Die letzten wilden Indianer der Pampa
Bd. 32 **Hans Meyer**, Hochtouren im tropischen Amerika
Bd. 33 **Ridmer W. Ridmers**, Die Wallfahrt zum Wahren Jakob
Bd. 34 **Wilhelm Junfer**, Bei meinen Freunden den Menschenfressern
Bd. 35 **H. v. Foller**, Unter Javas Sonne
Bd. 36 **Philipp Berges**, Wunder der Erde
Bd. 37 **Alex. v. Humboldt**, In Südamerika
Bd. 38 **Andreas Reischek**, Sterbende Welt
Bd. 39 **Henry Hoet**, Aus Bolivias Bergen
Bd. 40 **Martin Johnson**, Mit dem Kurbelasten bei den Menschenfressern
Bd. 41 **Ch. A. Lindbergh**, Wir zwei. Im Flugzeug über den Atlantik
Bd. 42 **Therfel Rathjassen**, Mit Knud Rasmussen bei den amerikanischen Eskimos
Bd. 43 **Serhard Rohlfis**, Kreuz und quer durch die Sahara
Bd. 44 **Georg Wegener**, Fliegt mit!
Bd. 45 **Julius Payer**, Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes
Bd. 46 **Philipp Bodenheimer**, Rund um Südamerika
Bd. 47 **Jörgen Hansen**, Im Banne der hellen Nächte
Bd. 48 **Richard E. Byrd**, Himmelwärts. Meine Flüge zum Nordpol und über den Atlantik
Bd. 49 **K. v. Scherzer**, Mit der Novara um die Erde
Bd. 50 **Harvey J. Howard**, Zehn Wochen bei chinesischen Banditen
Bd. 51 **George S. Willins**, Eismeerflug
Bd. 52 **A. Jacobsen**, Die weiße Grenze
Bd. 53 **Herbert Rittlinger**, Fallschirm fliegt vor
Bd. 54 **Karl Helbig**, Tuan Gila. Ein „verrückter Herr“ wandert am Äquator
Bd. 55 **Theodor Koch-Grünberg**, Am Koroima. Bei meinen Freunden, den Indianern vom rosen Zelt

Jeder Band ist reich bebildert

Ankündigungen auf Verlangen kostenlos

F. A. Brockhaus / Leipzig

